

# DIE WELTWOCHEN



## Der Bestatter

Wie Bundespräsident Guy Parmelin das Rahmenabkommen beerdigte.

*Marcel Odermatt*

## Wer sind die Uiguren?

Terror in China, Arroganz des Westens. *Francis Pike*

## David Degens strittige Geschäfte

Strafanzeige gegen den früheren Star des FC Basel.

*Roman Zeller*

**Professor Stromboli**  
Der brillante Neuropathologe  
Adriano Aguzzi und seine  
Schwäche für Social Media

4 194407 006904 17



«Seilziehclub Waltenschwil-Kallern», Waltenschwil AG

**Gewinnt  
Fr. 65 000.-**  
für eure Vereine  
[volg.ch/win](http://volg.ch/win)

# Aus Liebe zum Dorf und all seinen Vereinen.

Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden.  
Und darum unterstützt Volg Dorfvereine mit einem Wettbewerb.  
Zu gewinnen gibt es 7 Jurypreise im Wert von je 5000 Franken und  
3 Publikumspreise im Wert von je 10 000 Franken. Jetzt mitmachen,  
Vereinsfoto hochladen, abstimmen und gewinnen auf [volg.ch/win](http://volg.ch/win)

**Volg**  
*frisch und fründlich*

## Die Schweiz schwimmt sich frei

**N**ein, die Schweizer haben nicht die besseren Politiker. Sie sind auch genetisch nicht im Vorteil. Sie haben einfach das bessere politische System.

Der Schweiz geht es besser, weil hier die Bürger das Sagen haben. Die Politik muss Rücksicht nehmen. Auf die Bevölkerung, auf die Kantone, auf die Wirtschaft.

Eben hat das amerikanische Biotech-Unternehmen Incyte eine Fabrik in Yverdon bauen lassen. Die Amerikaner wollen von dort aus die Welt mit Krebsmitteln beliefern.

Die Amerikaner sind nicht wegen der schönen Aussicht in die Westschweiz gekommen. Sie sind hier, weil in der Schweiz die Rahmenbedingungen besser sind.

Die Schweizer Rahmenbedingungen sind besser, weil sie die Schweizer selber gestaltet haben. Selbstbestimmung schlägt Fremdbestimmung. Seit Hunderten von Jahren.

Was für die Schweiz gut ist, wissen die Schweizer besser als Politiker in Berlin, Brüssel, Paris oder Bern. Hier bestimmen die Direktbetroffenen über alles, was sie direkt betrifft.

Gibt die Schweiz ihre einzigartige Staatsform auf, werden ihre Vorteile und Vorzüge verschwinden. Sie wird dann auch ihr Wohlstandsniveau nicht mehr halten können.

Das ist das entscheidende Argument gegen den «institutionellen Rahmenvertrag», den Schweizer Politiker fordern, die es gut zu meinen glauben.

Unter diesem Vertrag würden fortan nicht mehr die Schweizer, sondern EU-Funktionäre die Gesetze in der Schweiz bestimmen, aber nicht nur das.

Unter diesem Vertrag müsste sich die Schweiz europäischem Recht, europäischen Richtern, europäischen Sanktionen und europäischen «Guillotine»-Klauseln beugen.

Unter diesem Vertrag würde die Schweiz von einer selbständigen Demokratie zu einer Art Kolonie, zu einem Indianerreservat mitten in Europa.

Ein Beispiel: Heute braucht es in der Schweiz eine Volksabstimmung, wenn der Staat die Mehrwertsteuern lediglich um ein Zehntelprozent nach oben schrauben möchte.

Unter der Knute des institutionellen Vertrags könnte die Europäische Union der Schweiz höhere Mehrwertsteuern aufzwingen. Und noch mehr Zuwanderung.

Dieses EU-Abkommen wäre pures Gift für unser Land. Die Schweiz würde angedockt an eine fremde Rechtsordnung, deren Weiterentwicklung wir ohnmächtig übernehmen müssten.

Jetzt aber die gute, die beste Nachricht: Seit dem präsidialen Gipfeltreffen zwischen der Schweiz und der EU am letzten Freitag ist das institutionelle Rahmenabkommen tot.

Es ist zerschellt am Hartbeton von Missverständnissen, Meinungsverschiedenheiten und einer plötzlich pickelhaften Schweizer Verhandlungsführung.

Staatssekretärin Livia Leu, die Chefunterhändlerin, soll den Bundesrat eindringlich gewarnt haben vor diesem Vertrag, der fast ausschliesslich im EU-Interesse sei.

Auch das ist ein Beleg für die unheimliche Genialität unserer Staatsform.

Das organisierte Chaos der Schweizer Politik produziert manchmal Entscheidungen und Vorgänge, die von den Regierenden gar nie beabsichtigt worden sind.

Ursprünglich war der Bundesrat mehrheitlich Feuer und Flamme für den EU-Vertrag. Am liebsten hätte er ihn in aller Stille durchgereicht.

Vielleicht glaubten die Magistraten tatsächlich, dass sie mit der institutionellen EU-Andockung der Schweiz einen Dienst erweisen würden.

Möglicherweise spielten unterdrückte Sehnsüchte nach einem doch noch irgendwie zu bewerkstellenden Schweizer EU-Beitritt eine Rolle.

Allenfalls hatte es aber auch nur damit zu tun, dass Berns Politiker ihrem Erzfeind Christoph Blocher eins auswischen wollten, der als Erster vor diesem EU-Abkommen gewarnt hatte.

Man darf den Faktor Eitelkeit in der Politik nie unterschätzen. Die Etablierten hatten mit Blocher noch eine Rechnung offen nach dem EWR-Debakel vor bald dreissig Jahren.

**D**och, o Wunder: Heute liegt das Rahmenabkommen in Trümmern. Nicht, weil weise Staatsführer auf einmal vom Licht der Erkenntnis geküsst worden wären.

Typisch schweizerisch kam der Widerstand von aussen, von unten. Er wurde immer grösser. Schliesslich konnte auch die Regierung den Druck nicht länger ignorieren.

Die Staatsform macht den Unterschied. Sie macht kluges Regieren auch gegen den ursprünglichen Willen der Regierenden möglich. Das ist die heimliche Pointe dieser Geschichte.

Natürlich ist es, wie immer in der Schweiz, noch nicht ganz ausgestanden. Das Parlament will den Tod des Abkommens nicht wahrhaben, ein verzweifelt Zetern am Grab.

Die Politiker sollten loslassen. Das Ende des Rahmenvertrags ist nicht das Ende der Beziehungen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union. Es ist ein Neubeginn.

Ohne den Murks dieses institutionellen Korsetts wird die Bahn frei für bessere Verträge. Die Schweiz schwimmt sich frei. Irgendwie. Erneut. Es ist eine erfreuliche Nachricht. R. K.

### DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Rot-grüne Wirtschaftslobbyisten, Adriano Aguzzi, die Uiguren, Pierre Maudet

Normalerweise macht man sich von den Wirtschaftslobbyisten im Parlament etwa folgende Vorstellung: bürgerliche Männer in grauen Anzügen. Dass dieses Bild längst überholt ist, zeigt eine Auswertung der Interessenbindungen im Parlament. Verbände aus dem staatlichen Speckgürtel der Energiewende und der CO<sub>2</sub>-Gesetzgebung stellen heute weit mehr Nationalräte und Ständerätinnen als die altehrwürdige Economiesuisse. Für sie winkt bei der Abstimmung vom 13. Juni der grosse Jackpot. **Seite 24**

Das Volk der Uiguren ist derzeit in aller Herz und Munde. Medien berichten über Umerziehungslager und Zwangsarbeit. Politaktivisten prangern Peking und westliche Firmen an. Wer Baumwolle aus Xinjiang bezieht, habe Blut an den Händen. Fast komplett ausgeblendet wird, dass uigurische Islamisten seit dreissig Jahren den chinesischen Staat mit blutigen Terroranschlägen herausfordern. Das Massaker von Kunming 2014 war Chinas 9/11. Francis Pike nimmt die Spur des Volkes auf, die sich über 6000 Jahre erstreckt. Und entlarvt den Aufschrei des Westens als arrogant und kommt zum Schluss: «Im Gegensatz zur angeblich <moralischen> Strategie des Westens, den Nahen Osten durch militärische Intervention zu demokratisieren, scheint Chinas <unmoralisches> Vorgehen gegen die Dschihadisten zu funktionieren.» **Seite 28**

Neulich ist dem italienischstämmigen Zürcher Neuropathologen Adriano Aguzzi das feurige Temperament wieder einmal durchgebrannt. In



**Corona-Rebellen:**  
Ehepaar Herger.

einem leidenschaftlichen Ausbruch, der an den Vulkan Stromboli erinnert, deckte er den *Weltwoche*-Journalisten Alex Baur mit wilden Schmähungen ein. Dieser hatte zuvor aufgezeigt, dass sich Aguzzis Schweiz-Bashing im italienischen Fernsehen im Gefolge der Covid-Krise nicht auf Zahlen abstützen kann. Auch mit andern Kritikern hat sich der Professor auf Twitter schon massiv angelegt. Mittlerweile hat Adriano Aguzzi Besserung gelobt und sein Twitter-Konto gelöscht. Warum konnte sich der weltbekannte, brillante Prionenforscher auf den sozialen Medien so heillos verrennen? **Seite 30**

Viel wurde schon über sie berichtet, doch kaum einer ist hingegangen und hat mit ihnen geredet. Alex Baur hat das nun nachgeholt. In drei verschiedenen Geschichten porträtiert unser Kollege die Bauernfamilie Herger (Altdorf), die «Älpli»-Wirtin Ramona Kessler (Gommiswald) und den Anarcho-Reporter Daniel Stricker (Stricker.tv). Alle gerieten sie im Zusammenhang mit Corona-Protesten in die Schlagzeilen. Das Beispiel des Herger-Hofs in Altdorf zeigt besonders eindrücklich auf, wie an der Corona-Frage alte Freundschaften zerschellen und Familien gespalten werden. Der Riss führt quer durch alle Schichten und politischen Parteien. Baur hat natürlich nicht nur mit den Corona-Rebellen gesprochen, sondern auch mit ihren Gegnern. So lässt er auch die Urner SP-Politikerin und Antifa-Sympathisantin Nina Marty ausführlich und ungeschminkt zu Wort kommen. **Seite 40**

Pierre Maudet, 43, galt als Superstar der Genfer Politik, als «Wunderkind». 2017 wollte die «Galionsfigur der Genfer FDP» Bundesrat werden, unterlag aber Ignazio Cassis. Für noch grössere Schlagzeilen sorgte ein Jahr später die «Affäre Maudet». Weil er sich nach Abu Dhabi einladen liess und später öffentlich log, forderten alle seinen Rücktritt – Regierungskollegen, Medien, sogar seine eigene Partei. Maudet hielt sich so lange im Amt, bis er vor zwei Monaten abgewählt wurde. In der *Weltwoche* spricht er erstmals über seine turbulenten Jahre. **Seite 44**  
*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**KLETTERN KÖNNEN  
WIR NICHT, ABER ...**



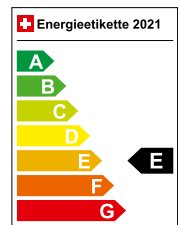
**... MAN TRAUT ES UNS ZU!**



## **DER NEUE SUBARU XV 4x4 AB CHF 27'900.-**

Als Kompakt-SUV mit dem SUBARU e-BOXER – dem Hybrid Power System von Subaru – sucht der Subaru XV seinesgleichen. Die jüngste Generation des sportlichen Allrounders bringt Sie auch dort noch weiter, wo für andere Fahrzeuge längst Schluss ist. Profitieren Sie von mehr Bodenhaftung, dank dem besten 4x4-Antrieb der Welt, dem tiefen Schwerpunkt des Boxermotors, dem proaktiven Fahrerassistenz-System EyeSight und dem Advanced Safety Package.

Abgebildetes Modell: Subaru XV 2.0i e-BOXER AWD Luxury, 150/16,7 PS, Energieeffizienz-Kategorie E, CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert 180 g/km, Treibstoffverbrauch kombiniert 7,9 l/100 km, CHF 42'700.- (inkl. Metallic-Farbe). Subaru XV 1.6i AWD Advantage, 114 PS, Energieeffizienz-Kategorie E, CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert 180 g/km, Treibstoffverbrauch kombiniert 8 l/100 km, CHF 27'900.- (Farben Pure Red, Cool Grey Khaki).



**subaru.ch** SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00, multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 7,7 % MwSt. Preisänderungen vorbehalten.



*Erfolg in Brüssel:* Guy Parmelin. Seite 14



*Peking und die Uiguren:* Seite 28



*Grosse Versprechen:* David Degen. Seite 32

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Keine Spur von wachsenden Klimaschäden
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Serge Gummy
- 10 Tagebuch  
Giulia Steingruber
- 12 Bern Bundeshaus  
Berset plant die Impf-Apartheid
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Wenn der Sargdeckel zuklappt  
Guy Parmelin das Rahmenabkommen
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli  
Unverschämt Scham einfordern
- 18 Die Rache des Geächteten Boris  
Johnsons Ex-Berater Dominic Cummings
- 19 Peter Bodenmann
- 20 Marine Le Pen und die Katzen  
Die Front-national-Chefin erfindet sich neu
- 22 Er hat schon immer sein eigenes Ding  
gedreht Anarcho-Reporter Daniel Stricker
- 23 Ikone der Pflichterfüllung  
Herzogin Kate
- 24 Die zehn grössten Klima-Profitere  
Links-grüne Subventionsjäger
- 26 Notstandsgesetz ohne Not  
Angela Merkels Infektionsschutzgesetz
- 27 Kurt W. Zimmermann

- 28 Chinas Konflikt mit den Uiguren  
Das Schicksal der muslimischen Minderheit
- 30 Professor Stromboli  
Neuropathologe Adriano Aguzzi
- 31 Smalltalk in der Steinzeit  
Die Sprache der Neandertaler
- 32 David Degens Geisterfirma  
Vorwürfe gegen den Ex-Fussballer
- 34 Der Anstoss kam vom Zürichsee  
Marcel Pilet-Golaz' «Anpasser-Rede»
- 35 Herodot
- 36 «Systemischer Rassismus ist ein Mythos»  
Polizei-Expertin Heather Mac Donald
- 36 Rahmenabkommen  
Dämmerung in der Wirtschaft
- 38 Manager-Sozialismus  
Das Nachsehen haben die Eigentümer
- 39 Ausgeblendet Protest gegen  
den Lockdown in London
- 40 Das zerrissene Herz der Schweiz  
Besuch auf dem Herger-Hof in Altdorf
- 42 Tyrannei der Wehleidigen  
Die Wut der selbsterklärten Opfer
- 43 Schicksale Die verrückte Geschichte  
der Familie Tomlinson
- 44 Pierre Maudet  
«Ich habe die Grenzen ausgelotet»
- 47 Henryk M. Broder  
Kritik ist erlaubt, aber ...
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Urs Bitterli, Milva
- 50 Beat Gygi

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Napoleons Home-Office  
Streifzug durch Bibliotheken
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Serien «Der Bestatter», «Wilder»,  
«Tatort»: Warum so langweilig?
- 60 Kunst Gerhard Richter
- 62 Social Media Allesdichtmachen.de
- 63 Pop Vanessa Mai
- 63 Jazz Vijay Iyer

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit Ramona Kessler
- 72 Cristóbal Balenciaga  
Schrecklich schön erfolgreich
- 74 Tamara Wernli

Die Weltwoche schaut  
hinter die Fassade.  
**A Plus reinigt sie.**



0844 802 166  
aplus.ch

# Keine Spur von wachsenden Klimaschäden

Bundesrätin Sommaruga warnt in ihrer Propaganda für das CO<sub>2</sub>-Gesetz vor den Folgen des Klimawandels, die bereits sichtbar seien. Daten aus ihrem Departement zeigen das Gegenteil.

*Martin Schlumpf*

Umweltministerin Simonetta Sommaruga verkündet in ihren Ausführungen zum revidierten CO<sub>2</sub>-Gesetz, die Klimaerwärmung bringe mehr und heftigere Naturkatastrophen mit sich, zum Beispiel starken Regen und Gewitter, was zu häufigeren Hochwassern und Murgängen führen könne. Wir befänden uns in einer Klimakrise, die teuer und gefährlich sei, und deren Folgen wir alle schon heute sehen könnten. Nun ist es keine Frage, dass das CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre und die Temperaturen steigen, und damit auch die Gletscher schmelzen, aber gibt es wirklich eine deutliche Verschlechterung bei den Naturereignissen? Und ist dies der Klimaerwärmung zuzuschreiben?

Es trifft sich, dass das Bundesamt für Umwelt (Bafu), dem Bundesrätin Sommaruga vorsteht, selber Daten zu diesem Thema publiziert. Besonders aufschlussreich ist eine Studie über «Todesfälle durch Naturgefahrenprozesse von 1946 bis 2015». Darin werden Todesfälle infolge von Hochwasser, Rutschungen, Murgängen, Felsstürzen, Windstürmen, Blitzschlägen, Lawinen und weiteren Prozessen (z. B. Erdbeben oder Eislawinen) berücksichtigt, die aus zwei Datenbanken des Bundes sowie ausgewerteten Zeitungsberichten zusammengestellt wurden.

Im untersuchten siebzigjährigen Zeitraum ergibt sich ein Total von 1023 Todesfällen. Dies entspricht im langjährigen Mittel 0,025 Prozent aller Todesfälle pro Jahr. Oder konkret im Jahr 2015: Nur vier von 67 606 Menschen starben wegen Naturereignissen, das sind sechs Tausendstelprozent. Überprüfen wir aber trotzdem, ob die Zahlen im Gleichschritt mit der steigenden Temperatur zugenommen haben. Die Antwort ist ein klares Nein: Die Anzahl der jährlichen Todesfälle ist über die Jahrzehnte von gut zwanzig auf unter fünf gesunken.

## Besonders positiver Trend

Dasselbe gilt für die Anzahl der Ereignisse selber, auch diese sind in ähnlichem Umfang zurückgegangen. Das Fazit ist eindeutig: Todesfälle wegen Naturgefahren gibt es praktisch keine



*Es ist paradox:*  
Umweltministerin Sommaruga.

mehr, und sie haben in den beiden letzten Jahrzehnten, in denen wir meist rekordhohe Temperaturen hatten, weiter abgenommen.

Nun könnte man einwenden, dass bei einer wachsenden Bevölkerung mit steigendem Wohlstand die Schadenshöhe pro Fall zunimmt, auch wenn die Häufigkeit der Schadensereignisse und die Opferzahl sinken. Auch dazu hat der Bund Zahlen. Die sogenannte Unwetterschadensdatenbank der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) gibt Auskunft über die Unwetterschäden pro Jahr, die durch Hochwasser, Murgänge, Rutschungen und Felsbewegungen ausgelöst werden. Das statistische Gesamtbild, das bis 1972 zurückreicht, zeigt starke Jahresschwankungen. Einzelne heraustretende «Katastrophenjahre» wechseln mit einer Mehrzahl von «normalen» Jahren ab.

Besonders gross ist der Unterschied zwischen 2005 und 2006: Im Sommer 2005 wurde der Kanton Bern von einem Jahrhunderthochwasser

heimgesucht, das eine Rekord-Schadenssumme von drei Milliarden Franken verursachte, während 2006 die Schäden vierzigmal geringer waren. Bei einer derart stark schwankenden Statistik sind Aussagen nur sinnvoll, wenn sie sich auf einen langjährigen Mittelwert beziehen. Dieser beträgt für die

*Das Fazit ist eindeutig:  
Todesfälle wegen Naturgefahren  
gibt es praktisch keine mehr.*

Jahre 1972 bis 2018 305 Millionen Franken. Gemessen daran, fallen die letzten zwölf Jahre dadurch auf, dass sie alle deutlich unter diesem Wert liegen. Also auch da ist der Trend gegenläufig zur Klimaerwärmung – und besonders positiv: Das letzte Jahrzehnt ist jenes mit den geringsten Schäden seit 1972.

## Alarmistische Sätze

Es ist paradox. Auf der einen Seite steht die Argumentation von Bundesrätin Sommaruga, die von einer von uns verursachten Klimakrise spricht, deren negative Folgen aus zunehmend gehäuften und heftiger werdenden Naturereignissen überall schon sichtbar seien. Zieht man aber wissenschaftliche Daten aus ihrem Departement zu Rate, kommt das klare Gegenteil heraus. Und die Situation wird noch paradoxer, wenn man die Aussage bedenkt, die Schweiz weise bereits eine doppelt so starke Erwärmung auf wie die Welt – was die Folgen bei uns ja noch verstärken müsste.

Selbstverständlich geht es hier nicht darum, zu sagen, die Klimaerwärmung könne nicht auch verschärft negative Folgen haben, wohl aber, dass dies bei den untersuchten Naturkatastrophen nicht der Fall ist – und sich dort im Gegenteil sogar ein positiver Trend abzeichnet. Unter diesen Umständen bleibt es schleierhaft, auf welche Quellen unsere Umweltministerin ihre alarmistischen Sätze abstützt. Zu hoffen wäre, dass sie mehr auf die Wissenschaft hört.

Martin Schlumpf ist pensionierter Musikprofessor, Komponist und Forscher.



# Lieber Serge Gummy

Sie sind Chefredaktor einer der besten Zeitungen des Landes. Ihre *Liberté* ist zwar ausserhalb von Freiburg kaum bekannt, hat jetzt aber schweizweit Aufsehen erregt. Und zwar wegen eines dämlichen Leserbriefs, sorry, ich muss wohl «herrlichen Leserbriefs» schreiben, sein Absender ist ein Mann.

Der Brief hat zu einem Aufstand geführt. Ganze dreissig (!) Frauen haben vor Ihrer Redaktion demonstriert. Die Mikrowelle der Empörung war von Farbattacken auf Redaktionsautos begleitet. Es hiess, die *Liberté* müsse sich formell für den Leserbrief entschuldigen und Massnahmen treffen, um der «Banalisierung der Vergewaltigungskultur» ein Ende zu bereiten. Sämtliche Schweizer Medien haben den Protest genüsslich und kritiklos aufgenommen. Dabei wäre der Brief mit etwas Humor leichtverdaulich gewesen, Leserbriefseiten heissen nicht vergebens «Eselsweide».



*Sturm der Rechthaberei:*  
*Liberté*-Chef Gummy.

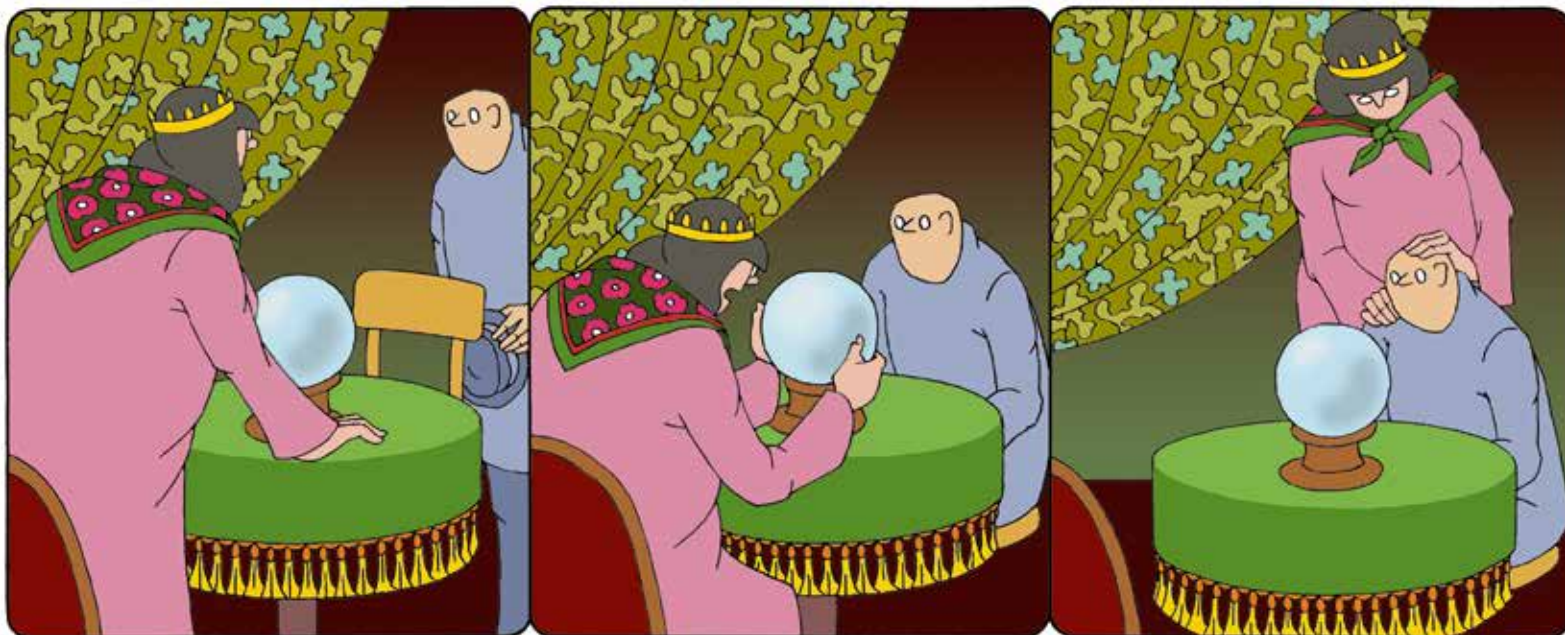
In Anlehnung an Marcel Proust wandte sich der Autor an die «jungen Mädchen in Blüte» und erfreute sich an der Freiheit dieser «Nymphen», sich im Frühling provokativ zu kleiden, mit nacktem Bauchnabel, Löchern in den Jeans und so weiter. Klar, leicht daneben, sicher etwas sexistisch, aber warum deshalb gleich

die Meinungsfreiheit vergewaltigen? Nun haben Sie leider einen Fehler gemacht: Einem Shitstorm auf Facebook, organisiert vom Kollektiv des Frauenstreiks, haben Sie auf Facebook geantwortet. Mit einem Plädoyer für die Meinungsfreiheit. Und es geschah, was stets geschieht, wenn man sich gegen Unflätigkeiten auf Facebook wehrt: Der Sturm der Rechthaberei führte zum Flächenbrand. Schliesslich zur Mini-Demo.

Mein Tipp: Ein Chefredaktor sollte sich nur im moderierten und zivilisierten Raum seiner Zeitung ausdrücken. Schliesslich haben Sie in einer zweiten Runde, leider wieder auf Facebook, festgehalten, der Leserbrief hätte nie erscheinen sollen. Verständlich, aber nochmals falsch. Die Mehrheit Ihrer Leserschaft schüttelt nur den Kopf.

*Mit freundlichen Grüssen*  
*Peter Rothenbühler*

## BARTAK



# TAGEBUCH

Giulia Steingruber



**T**itelkämpfe im eigenen Land sind immer etwas Spezielles. In der Schweiz turnen zu dürfen, ist eine grosse Ehre für mich. Klar erhöhen sich Druck und Erwartungshaltung zusätzlich. Aber letztlich wissen wir in den entscheidenden Momenten immer, dass wir unsere Bestleistung zeigen müssen – egal, ob in Moskau, Los Angeles oder Basel.

Diese Goldmedaille – die sechste für mich an einer EM – besitzt einen sehr grossen Stellenwert. Bei all den Umständen, die wir durch Corona erleben. Dazu kam mein Muskelfaserriss im Bein, der meine Vorbereitung behinderte. Grundsätzlich war es für mich aber genial, nach anderthalb Jahren wieder einen Wettkampf turnen zu dürfen. Eine Heim-EM noch dazu. Dieser Triumph ist eine riesige Belohnung für die ganze Mühe.

Vor den Sprüngen machte ich mir viele Gedanken. Beim Einturnen habe ich zur Schonung praktisch nichts gemacht und keinen einzigen kompletten Sprung gezeigt. Ich war extrem nervös, da wir so lange keine Wettkämpfe turnen konnten. Auch die Vorbereitung ohne Wettkämpfe als Orientierungshilfe war speziell.

**C**orona hatte einen grossen Einfluss auf den Ablauf unseres ganzen Programms. Beim Wettkampf selber waren die Regeln sehr strikt: Direkt nach der Übung und in der gesamten Halle bestand eine rigide Maskenpflicht. Die Anreise war nur mit einem negativen PCR-Test möglich. Nach fünf Tagen mussten wir uns erneut einem Schnelltest unterziehen. Jeden Tag beim Eintreten in die Halle wurde uns die Temperatur gemessen, und überall standen Desinfektionsmittelspender. Wir wurden bestmöglich geschützt.

Aber zurück zum Wettkampf. Ich machte sehr viel mental, verliess mich voll auf meinen Körper und vertraute darauf, dass er die Bewegungen kennt. Den Jurtschenko mit Doppelschraube hatte ich letztmals vor eineinhalb Wochen in Magglingen geturnt. Aber für mich war klar, wenn ich ihn zeige, dann gehe ich *all-in*.

Ich hatte ein unglaublich tolles Team um mich. Den Entscheid, dass ich starten will, habe ich aber alleine getroffen. Mein Wille war im Sprungfinal einfach grösser als die Schmerzen in meinem Bein. Ich konnte die Beschwerden für diesen Moment mental ausblenden. Für den Bodenfinal wurden sie aber zu stark.

In der Qualifikation hatte mich die Verletzung kaum behindert. Aber es war klar, dass durch die Belastung die Beschwerden zunehmen würden. So musste ich Prioritäten setzen, denn der Sprungfinal war enorm wichtig für mich.

**M**ittlerweile turne ich schon seit zehn Jahren auf international höchstem Niveau. Dies macht mich stolz – und glücklich. Die Medaillen sind die Belohnung für die harte Arbeit in der Halle und für das ganze Team, das einen immer unterstützt. Auch meinem Umfeld gehört ein Stück dieser Goldmedaille.

Ich bewege mich vermutlich noch auf diesem Niveau, weil ich noch immer Freude am Turnen habe und mir neue Ziele setze. Deswegen bin ich motiviert, stehe jeden Tag in der Halle. Natürlich geht es nicht immer leicht, aber das ist ja bei einer normalen Arbeit dasselbe. Zwei Grossanlässe pro Jahr können sehr ermüdend sein. Es sind aber auch immer sehr schöne Erlebnisse, die einem niemand mehr nehmen kann.

Grundsätzlich waren die Erfolgsmeldungen an den Europameisterschaften für den Schweizer Turnverband nach den diversen Negativ-

schlagzeilen sehr wichtig. Für den Turnsport ist es schön, wieder positiv in den Medien zu stehen. Aber für mich persönlich war es in diesem Sinne kein Befreiungsschlag, da ich nie direkt von der Diskussion und den Vorfällen betroffen war.

**D**ie Frage, welche Sprünge ich an den Olympischen Spielen in Tokio zeigen werde, kann ich noch nicht beantworten. Ich probiere vieles – auch den Sprung, den Simone Biles zuletzt als ihren zweiten Sprung gezeigt hat, oder einen Überschlag mit Doppelschraube. Mein Tschussowitina ist ja nicht so schlecht, und die Energie wäre da. Nun gilt es, herauszufiltern, was möglich sein wird. Wichtig ist aber, sich nicht zu verletzen, damit die Teilnahme an den Olympischen Spielen nicht gefährdet ist. Der Jurtschenko mit einem Doppelsalto rückwärts ist ein Traumsprung, aber sehr gefährlich und deswegen eher unrealistisch. Zum Ablauf eines Sprunges kann man grundsätzlich sagen: Technik und Automatismen werden im Training immer und immer wieder geübt. Im Wettkampf selber – in den Sekunden während des Anlaufs und Sprungs – läuft alles automatisch ab.

**W**ie es mit meiner Karriere weitergeht, bleibt offen. Ich nehme es Tag für Tag und konzentriere mich auf meine Ziele bis und mit den Spielen in Tokio. Zuerst werde ich meine Verletzung auskurieren. Danach heisst es aber natürlich Vollgas geben mit Fokus Olympia. Und vor allem: gesund bleiben.

Giulia Steingruber, 27, ist die erfolgreichste Schweizer Kunstturnerin. In Basel gewann die St. Gallerin vergangene Woche ihre sechste Goldmedaille an europäischen Titelkämpfen.



## VIP-Leserangebot: Nostalgiefahrt im «Glacier Pullman Express» Einfach luxuriös durch die Schweiz

Sind Sie bereit für eine nostalgische Schienenkreuzfahrt der Sonderklasse? An Bord des «Glacier Pullman Express», dem Juwel der Rhätischen Bahn, erleben Sie während zweier Tage die landschaftlichen und bahntechnischen Glanzlichter auf der Strecke von St. Moritz nach Zermatt – oder umgekehrt.

Nehmen Sie Platz im luxuriösen Salonwagen im Art-déco-Stil. Abfahrt ist wahlweise in St. Moritz oder in Zermatt. Im ersten Fall zieht die legendäre Krokodil-Lok die historische Zugskomposition durchs romantische Oberengadin. Es folgt die Albulalinie, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst im UNESCO Welterbe der Rhätischen Bahn, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst und Unesco-Welterbe. Diese führt die stolze Krokodil-Lok durch raffinierte Kehrtunnels und über das Landwasserviadukt hinunter nach Thusis.

Nach dem Abstecher zu den romanischen Fresken in der Kirche St. Martin von Zillis\* werden Sie im Gourmino-Speisewagen mit Bündner Spezialitäten verwöhnt. Am Nachmittag durchqueren wir die spektakuläre Rheinschlucht ob Flims – den Grand Canyon der Schweiz. In Disentis besuchen wir das ehrwürdige Benediktinerkloster, bevor eine Lok der Matterhorn-Gotthardbahn den Luxuszug übernimmt. Sie überwindet den 2033 Meter hohen Oberalppass und erreicht Andermatt, wo wir die Nacht verbringen.

Nach dem Frühstück erklimmen wir auf der Furka-Bergstrecke mit einer über 100-jährigen Dampflok den höchsten Punkt der Reise. Beim Ausflug mit der Luftseilbahn aufs Eggishorn\* geniessen wir die einmalige Aussicht auf den Aletschgletscher. Letzter Höhepunkt im «Glacier Pullman Express» ist die Fahrt von Brig hinauf nach Zermatt.

\* Ausflüge Strecke Zermatt–St.Moritz siehe Kasten. Detaillierte Infos: [www.rhb.ch/glacierpullman](http://www.rhb.ch/glacierpullman)



### Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusives Leserangebot:  
Nostalgiefahrt im «Glacier Pullman Express»**

**Leistungen:**

- Fahrt von St. Moritz nach Zermatt oder umgekehrt
- Mittagessen im Speisewagen inkl. Getränke
- 1 Übernachtung inkl. Frühstück in Andermatt
- Fahrt mit dem Dampfzug auf der Furka-Bergstrecke
- Ausflüge St. Moritz–Zermatt: Besichtigung Kirche St. Martin in Zillis und Klosters Disentis, Fahrt aufs Eggishorn inkl. Mittagessen
- Ausflüge Zermatt–St. Moritz: Apéro riche auf der Fiescheralp, Besichtigung Kloster Disentis und Stadtrundgang in Chur.

**Termine:**

St. Moritz–Zermatt: 27./28. August 2021 und 1./2. Oktober 2021  
Zermatt–St. Moritz: 29./30. August 2021 und 3./4. Oktober 2021

**Preise (pro Person im DZ):**

Fahrt und Hotel «3 Könige & Post» \*\*\*: Fr. 1150.– (statt 1350.–)  
Fahrt und «Hotel Radisson Blu» \*\*\*\*: Fr. 1200.– (statt 1400.–)  
Fahrt und «The Chedi Hotel» \*\*\*\*\*: Fr. 1450.– (statt 1650.–)

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Ticket unter Telefon 041 391 03 60 oder per E-Mail an [info@pullmanclub.ch](mailto:info@pullmanclub.ch)  
Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

**Veranstalter:**

Rhätische Bahn/Pullman Club  
[www.rhb.ch/glacierpullman](http://www.rhb.ch/glacierpullman)

# Berset plant die Impf-Apartheid

Der Gesundheitsminister hat Privilegien für Geimpfte angekündigt.

Zuvor hatte der Wendige das Gegenteil versprochen. Die Verwaltung wiegelt ab.

Der Plan ist gewagt: SP-Bundesrat Alain Berset kündigte bei der Präsentation seines Dreiphasenmodells nebenbei an, dass es für Geimpfte einen erleichterten Zugang zu Veranstaltungen geben soll, also zu Konzerten, Fussballspielen und so weiter. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) will dafür bis zum Sommer eine Art Impfbescheinigung basteln. Dass ausgerechnet ein SP-Bundesrat, dessen Partei sonst die grosse Gleichmacherei propagiert, mittels eines Stempels einen Teil der Gesellschaft vom gesellschaftlichen Leben ausschliessen will, ist jedoch höchst problematisch.

Gemäss Umfragen des Zürcher Politologen Michael Hermann sind 44 Prozent bereit, sich ohne Wenn und Aber impfen zu lassen; 19 Prozent sind tendenziell dazu bereit. Gegen 23 Prozent lehnen dagegen eine Impfung ab. Das bedeutet, dass Berset mit dem Impfbescheinigung einen Viertel aller Schweizer zu Bürgern zweiter Klasse stempeln will.

## Verstoss gegen Grundrechte?

Das gibt Parlamentariern wie Ständerat und Gesundheitspolitiker Erich Ettlin (Die Mitte) zu denken. «Das ist keine einfache Geschichte», sagt er. «Wir werden wohl eine Zeitlang damit leben müssen.» Für ihn wie für zahlreiche andere Politiker des eidgenössischen Parlamentes führt der schnellste Weg aus der Pandemie über eine schnelle Durchimpfung der Bevölkerung.

Aber muss man deswegen alle, die den neuen Impfstoffen nicht trauen, wie Aussätzige behandeln? Viele Impfgegner sind der Ansicht, dass sie bei den neuen von Biontech/Pfizer und Moderna im Eiltempo entwickelten Seren als Versuchskaninchen dienen. Andere sprechen im Zusammenhang mit Impfen von russischem Roulette und bezeichnen deshalb den von Berset verkündeten Impfbescheinigung als Diskriminierung und als Verstoss gegen Grundrechte. Selbst Berset zeigte sich während der Wintersession des Bundesparlamentes 2020 skeptisch, was Privilegien für Geimpfte betraf. «Der Impfstatus darf keine Stigmatisierung zur Folge haben», ant-



«Keine Stigmatisierung»: Alain Berset.

wortete er auf eine entsprechende Anfrage von SVP-Nationalrat Mauro Tuena.

Hat er sich nun plötzlich umbesonnen, weil ihm jemand eingeredet hat, die Impfbereitschaft entspreche nicht ganz den Erwartungen? Will er deshalb mit einem erleichterten Zugang zu Events für Corona-Immunierte einen Impfbescheinigung durch die Hintertüre einführen, wie politische Gegner vermuten? Und was mit all denen sei, die eine Covid-Erkrankung durchgemacht hätten, will SVP-Nationalrat An-

## Der SP-Bundesrat will einen Viertel aller Schweizer zu Bürgern zweiter Klasse stempeln.

dreas Glarner in einer Interpellation wissen. Gelten für diese weiterhin die Covid-19-Restriktionen?

Der Druck von oben zum Impfen ist für viele unlogisch. Das Corona-Vakzin schütze ja primär Risikogruppen. Die grosse Mehrheit aller Testpositiven entwickle milde oder gar keine Symptome, wird argumentiert. Ausserdem ist noch nicht einmal mit letzter Gewissheit erwiesen, dass Geimpfte das Virus nicht weiterverbreiten können. Weiter unklar ist auch die Schutzwirkung der Vakzine – reichen zwei Dosen, braucht es gar eine dritte? Was ist mit

jenen Fällen, die trotz Impfung an Corona erkranken? Und was sind allfällige Kollateralschäden dieser neuen Impfstoffe?

Gerade weil die Antwort auf diese Fragen fehlen, gibt sich das in rechtlichen Fragen zuständige Bundesamt für Justiz (BJ) zurückhaltend. «Für allgemeingültige Antworten, ob und in welchem Kontext Ungleichbehandlungen von geimpften und nicht geimpften Personen zulässig sein könnten, ist es zu früh», sagt BJ-Informationsschefin und Juristin Ingrid Ryser. «Das hat unter anderem damit zu tun, dass es noch viele offene Fragen zur Impfung gibt.»

## Verbindliche Vorgaben gefordert

Freilich haben Konzertorganistoren oder Gastronomen die Freiheit, geimpfte und nicht geimpfte Personen rechtlich anders zu behandeln. Solange nichts anderes geregelt ist, hat jede und jeder die Freiheit zu entscheiden, mit wem man einen Vertrag abschliessen will. Eine andere Sache ist allerdings, ob diese Veranstalter einfach so persönliche Gesundheitsdaten verlangen dürfen. Bei staatlichen Aufgaben wäre zwingend eine gesetzliche Regelung notwendig, falls geimpfte und nicht geimpfte Personen unterschiedlich behandelt werden sollten.

Ferienanbieter und Luftfahrtbranche hätten jedoch ohnehin lieber verbindliche Vorgaben statt nebulöser Ankündigungen von Privilegien und eines Impfbescheinigungprojekts. «Wir können nicht von heute auf morgen den Betrieb hochfahren», sagt SVP-Nationalrat Thomas Hurter, Präsident von Aerosuisse, dem Dachverband der schweizerischen Luft- und Raumfahrt. Deshalb hat die Branche jetzt folgende Forderungen in Bern deponiert: Zwischen Ländern mit ähnlichem Ansteckungsrisiko soll es keine Reisebeschränkungen geben. Wer nachweislich geimpft, genesen oder negativ auf Covid-19 getestet ist, soll frei aus- und einreisen und sich in der Schweiz bewegen können. Zudem muss dieser Nachweis digital abrufbar sein. Vielleicht sollte sich Berset besser auf diese Probleme konzentrieren.

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Mehr als eine Million Bücher soll es über ihn geben. Kein Mensch hat mehr Historiker und Schriftsteller inspiriert. Napoleon zählt zu den wichtigsten Feldherren, aber auch zu den wichtigsten Autoren der Geschichte. Seine Waffen waren das Schwert und das Buch. Hatte er ein Volk unterworfen, eröffnete er ihm mit dem «Code civil» zahlreiche Freiheiten. Manche verehren ihn noch heute als Befreier. Andere verdammen ihn als Besatzer. Nun jährt sich sein Todestag zum 200. Mal.

Welche Bedeutung hat Napoleon für die Schweiz? Er sei die wichtigste Persönlichkeit der Schweizer Geschichte, urteilten 2017 die Leser von *NZZ Geschichte*. Sie folgten damit der Einschätzung des Historikers Thomas Maissen. Er hatte Napoleon bereits 2015 zum «Erfinder der modernen Schweiz» stilisiert. Damit ging Maissen weiter als Napoleon selber, dessen Selbstbewusstsein stratosphärische Höhen erreichen konnte. Er sah sich verhältnismässig bescheiden als «Médiateur de la Confédération suisse».

Tatsächlich bestimmte Napoleon eine Weile die Geschicke der Schweiz. Die Zeit der französischen Fremdherrschaft teilt sich in zwei Abschnitte: erst die Helvetik von 1798 bis 1803, dann die Mediation bis 1813/15. Napoleons Regentschaft über die Schweiz dauerte weniger lang. Eigentlich entwarf er vor allem die Mediationsakte von 1803, die aber nur zehn Jahre gültig blieb. Trotzdem soll er die moderne Schweiz erfunden haben. Wie genau?

Maissen argumentiert einerseits politisch: Einstige Untertanengebiete und Zugewandte Orte konnten als vollwertige Mitglieder der Eidgenossenschaft beitreten. Andererseits

betont er rechtliche Veränderungen: Dazu zählt die Einführung der Niederlassungs-, Handels- und Gewerbefreiheit. Beides prägte die Schweiz bis heute.

Wäre es ohne Napoleon anders gekommen? Gäbe es ohne ihn keinen Bundesstaat? Würden Stadtbürger bis heute Landleute unterjochen? Besässen alte Kantone noch immer Gemeine Herrschaften? Oder hätte es die Schweiz längst

## *Die widerspenstigen Schweizer fügten Napoleon die erste Niederlage zu.*

zerrissen? Das ist unmöglich zu beantworten. Maissen tut es trotzdem: «Ohne Napoleons umsichtige Umgestaltung gäbe es die moderne Schweiz nicht; ja es gäbe gar keine autonome Schweiz mehr.»

Man kann es auch anders sehen: Die widerspenstigen Schweizer fügten Napoleon die erste Niederlage zu. Zwar waren sie ihm militärisch unterlegen, doch dafür politisch geschickter. In Napoleons eigenen Worten: «Glückliche Ereignisse haben mich an die Spitze der französischen Regierung berufen, und doch würde ich mich für unfähig halten, die Schweiz zu regieren.» Genervt überliess er das Land nach 1803 seinem Schicksal.

Übersetzen wir das Ganze in unsere Zeit. Wer Napoleons Einfluss auf die Schweizer Geschichte deutet wie Maissen, kann auch George W. Bush als Erfinder des modernen Irak würdigen. Die Amerikaner gaben dem Land eine freiheitliche Ordnung. Dass sie dafür die Kontrolle über wichtige Ölfelder bekamen, ist kein Widerspruch. Auch die Franzosen hatten mehr als nur idealistische Motive bei

ihrem Einmarsch in die Schweiz. So stahlen sie 1798 den Berner Staatsschatz. Heutiger Wert: 600 Milliarden Franken.

Wer die Schweizer als Napoleons erste Bezwinger sieht, rückt sie in die Nähe der heutigen Afghanen. Nach zwanzig Jahren ziehen die Amerikaner ihre Truppen ab. Nie ist es ihnen gelungen, das unübersichtliche Bergland mit all den Volksstämmen ganz zu kontrollieren. Die Amerikaner mögen Afghanistan verändert haben, ohne es aber neu zu erfinden. Die Taliban warten nur darauf, ihren Einfluss wieder auszudehnen.

Welcher Deutung man auch immer anhängt – ob die Schweiz um 1800 nun eher an den Irak oder an Afghanistan erinnert: Napoleon bleibt eine faszinierend vielseitige Persönlichkeit. War er Tyrann oder Humanist? Sowohl als auch? Weder noch? Der frühere *Weltwoche*-Chefredaktor Jürg Ramspeck hat diese Zwiespältigkeit mit ironischer Brillanz eingefangen. Seinen Terrier-Mischling nannte er Napo. Warum? Man könne für die eine Hälfte von Napoleons Leben zumindest Respekt empfinden.

Aus korsischem Kleinadel stammend, brachte es Napoleon zum Kaiser der Franzosen. Vielleicht scheiterte er an den Schweizern, sicher aber an den Russen. Der Feldzug durch Schnee und Eis endete in einer Katastrophe. Die entscheidende Niederlage fügten ihm dann die Briten und Preussen zu.

Seine letzten Jahre verbrachte Napoleon in der Verbannung im Südatlantik. Vor 200 Jahren, am 5. Mai 1821, starb er. Die genaue Todesursache ist unbekannt. Jüngst widmete die *NZZ* der Frage zwei Zeitungsseiten. Auch dieses Beispiel zeigt: Napoleon beflügelt die Fantasie der Historiker bis heute.

# Wenn der Sargdeckel zuklappt

Zur allgemeinen Verblüffung beerdigt Guy Parmelin das institutionelle EU-Rahmenabkommen. Eine Schlüsselrolle spielt auch Staatssekretärin Livia Leu.

Marcel Odermatt

Vor 29 Jahren vertraten sie noch unterschiedliche Meinungen: Guy Parmelin, damals 33-jährig und ohne politisches Amt, legte bei der Abstimmung über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) am 6. Dezember 1992 ein Ja in die Urne. Christoph Blocher, zu dieser Zeit Präsident der Zürcher SVP und Nationalrat, kämpfte mit aller Vehemenz gegen den Beitritt.

In den vergangenen drei Jahrzehnten schaffte es Guy Parmelin als SVP-Vertreter an die Spitze der Schweizer Politik. Der Romand fügte sich dabei voll in die Rechtspartei ein. Er sei «jung und naïv» gewesen, sagte der frühere Rebbauser später einmal fast entschuldigend über seine Zustimmung zum EWR.

Als Nationalrat sass er 2014 im Komitee des Anti-Personenfreizügigkeits-Anliegens – der Masseneinwanderungsinitiative. Als Wirtschaftsminister sorgt er dafür, dass die guten Beziehungen mit Grossbritannien nach dem Brexit nahtlos weitergehen und der Handel zwischen den beiden Ländern reibungslos funktioniert.

## Beste Freunde

Am Freitagmorgen trat der Ex-Winzer aus dem kleinen La-Côte-Dörfchen Bursins die Reise in die EU-Zentrale in Brüssel an. Gespräche zum institutionellen Abkommen (InstA) mit der Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, standen an. Eine Mission, die delikater nicht hätte sein können.

Auf der einen Seite die Erwartungen seiner Partei. Stirbt das Rahmenabkommen, wäre das ihr grösster Triumph seit dem Sieg von Christoph Blocher bei der EWR-Ablehnung. Die Überzeugung, dass die Schweiz zum Staatenbund Distanz wahren muss, stellt die eigentliche Raison d'être der Volkspartei dar.

Auf der anderen Seite standen die zahlreichen Befürworter des Vertrags, die darauf hofften, dass sich der auf dem internationalen Politikparkett vergleichsweise unerfahrene Guy Parmelin von den Granden des Blocks einlullen lässt und Zugeständnisse und Kompromisse eingeht.

Ihre Rechnung ging nicht auf. Das fing mit der Körpersprache an. Während seine Vorgängerinnen Simonetta Sommaruga (SP) und Doris Leuthard (Die Mitte) mit Ursula von der Leyen und vorher Jean-Claude Juncker um die Wette grinnten und vorgaben, die Führer der Union seien ihre besten Freunde, trat Guy Parmelin in Brüssel merklich kühl, zurückhaltend und bestimmt auf.



*Berns eiserne Lady:*  
Chefunterhändlerin Leu.

In vier Sitzungen legte die Landesregierung das Vorgehen und die Strategie fest. Das alleine reichte Guy Parmelin aber nicht. Im Vorfeld führte er viele Gespräche – auch mit Exponenten seiner Partei. Dabei wurde klar, dass der SVP-Bundesrat das eigentliche No-Go des Deals für ihn und seine Leute – den Souveränitätsverlust, die fremden Richter und die Guilotine-Klausel – nicht thematisieren konnte. Dafür musste er gemäss dem bundesrätlichen Auftrag die drei anderen Punkte – für die SVP sogenannte Nebenschauplätze –, den Lohnschutz, die Unionsbürgerrichtlinie und die staatlichen Beihilfen, zur Sprache bringen.

## Beharren auf Nebenschauplätzen

Hier trat der Bundespräsident im Gespräch mit Ursula von der Leyen dem Vernehmen nach drastisch auf. Er bezeichnete ein Entgegenkommen bei diesen Fragen als unmöglich und

erwischte damit die Grande Dame der Union auf dem falschen Fuss. Ursula von der Leyen und ihre Leute rechneten damit, dass die Delegation aus Bern wie bei früheren Zusammenkünften Konzessionen machen würde – aus Angst, nicht mit leeren Händen zurückfliegen zu müssen.

Die Absicht des SVP-Manns, mit dem unveröhnlichen Beharren auf Nebenschauplätzen das Rahmenabkommen einen Schritt weiter in Richtung Scheitern zu befördern, ging so fürs Erste auf. Der einzige kleine Fauxpas, der ihm unterlaufen ist: Nach dem Treffen hätte er sich expliziter äussern können, was Sache ist. Stattdessen gab er sich sehr diplomatisch. Nie war der Zeitpunkt besser, Klartext mit der EU zu sprechen, als heute.

## Unkritisch und unterwürfig

Eine – aus Sicht der InstA-Gegner – positive Rolle spielte Livia Leu. Die Staatssekretärin, die an vielstündigen Meetings die Auslegung des Vertrags mit EU-Diplomaten diskutierte, warnte an einer Sitzung des Bundesrates eindringlich, die Eidgenossenschaft könne dem Rahmenvertrag nicht zustimmen. Dieser sei ausschliesslich im Interesse der Gegenseite.

Aussenminister Ignazio Cassis hatte ihr im Oktober 2020 den Posten von Roberto Balzaretto übergeben. Mit dieser Rochade – der Diplo-

*Für Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen wird das Ringen mit der Schweiz kein Spaziergang.*

mat wechselte als Botschafter nach Paris, Livia Leu kam von Frankreich in die Berner Zentrale – leistete der FDP-Magistrat einen wichtigen Beitrag dazu, dass in der Verwaltung das InstA kritischer beurteilt wurde.

Wenn der Vertrag zu Fall kommt, ist das zu einem wesentlichen Teil das Verdienst der Chefunterhändlerin. Sie hat der Verwaltung, die sonst zu Recht im Verdacht steht, der Union unkritisch und unterwürfig zu begegnen, viel Glaubwürdigkeit zurückgegeben. Eigentlich



Der Bestatter: Bundespräsident Parmelin.

erstaunlich, dass ein Vertrag, den die wichtigste Diplomatin des Landes als untauglich betrachtet, scheinbar nicht totzukriegen ist.

Denn ganz gegessen ist die Sache mit dem Rahmenabkommen noch nicht. Vielleicht realisiert die EU, dass sie sich bei den drei umstrittenen Punkten nachgiebig zeigen müsste. Macht Brüssel nämlich Konzessionen und gibt sich grosszügig, könnte das Spiel plötzlich wieder Fahrt aufnehmen. Die EU hat ein grosses Interesse daran, dass es dazu kommt.

Mit dem Vertrag würde die Schweiz faktisch zu einem Mitglied ohne Stimmrecht. Ein Ausstieg wäre praktisch unmöglich. Diese Einbindung brächte der EU nur Vorteile. Es scheint deshalb durchaus möglich, dass der Staatenbund nochmals einen Anlauf nimmt.

Einen ersten Versuch startete Ursula von der Leyen dem Vernehmen nach bereits bei den Gesprächen mit Guy Parmelin. Sie fragte, ob die Schweiz den Vertrag unterschreibe, wenn die EU bei den drei Fragen die Forderungen der Eidgenossenschaft erfülle. Der Bundespräsident reagierte clever und korrekt. Diese Erkundigung der Kommissionspräsidentin könne er nicht beantworten. Das müsste zuerst in der Landesregierung beraten werden.

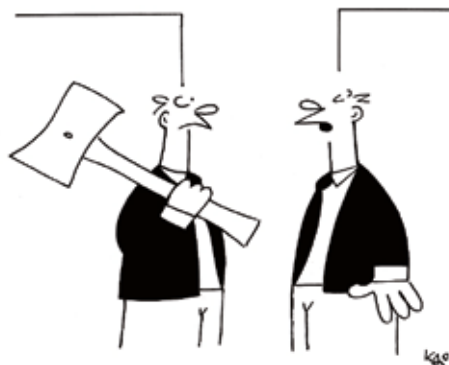
Auch für Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen wird das Ringen mit der Schweiz kein Spaziergang. Es gibt Stimmen in ihrer Union, die sagen, das Bündnis habe aus ökonomischen Überlegungen kein Interesse daran, den Streit weiter eskalieren zu lassen. Wohlweislich verzichtete sie nach dem bestimmten Auftritt von Guy Parmelin darauf, sich öffentlich zu äussern und die Schweiz zu massregeln.

Nach dem Meeting mit dem Bundespräsidenten traf die Spitzenpolitikerin auf den ungarischen Regierungschef Viktor Orbán.

Das osteuropäische Land steht im Dauerclinch mit Brüssel. Dabei spielt Ungarn für die EU wirtschaftlich eine viel unbedeutendere Rolle als die Eidgenossenschaft. Die ehemalige deutsche Verteidigungsministerin kam also rasch wieder auf den Boden der europäischen Realität zurück. Immerhin exportiert die EU mehr Waren in die Schweiz als die Schweiz in die EU. Und die Rechnungen werden pünktlich bezahlt. Warum also die relativ pflegeleichten Schweizer vergraulen?

### Sonderbares Vorgehen

Doch auch an der Heimfront geben die Insta-Anhänger nicht auf. Am Montag mussten Guy Parmelin und Ignazio Cassis in einer orchestriert wirkenden Aktion vor den Aussenpolitischen Kommissionen von National- und Ständerat antraben. Bevor der Bundespräsident seinen Kollegen berichten und eine Auslegung vornehmen konnte, verlangte eine Mehrheit der Mitglieder der grossen Kammer,



„Ist wohl das erste Mal, dass Sie eine wichtige Entscheidung fällen?“

dass die Verhandlungen weitergeführt werden sollten, und zwar auf technischer wie auch politischer Ebene. Dieser Aufruf kommt einer Desavouierung des Bundesrates gleich.

Das sonderbare Vorgehen zeigt aber auch, wie ernst die EU-Advokaten im Bundeshaus die Lage beurteilen. Dieser Beschluss hat jedoch eine beschränkte Wirkung. Die Kompetenz und die Verantwortung für Staatsverträge liegen laut Bundesverfassung beim Bundesrat. Die Regierung kann selber entscheiden, welches Vorgehen sie wählt.

Trotzdem verfehlte die Last-Minute-Aktion der europhilen Parlamentarier ihre Wirkung nicht. Im Bundeshaus heisst es, die Landesregierung wäre bereit gewesen, die Verhandlungen nach der Brüssel-Reise von Guy Parmelin zu beenden. Der Aufstand der Insta-Anhänger liess aber wieder Zweifel aufkommen.

Der Antrag stammte vom Präsidenten der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz, SP-Nationalrat Eric Nussbaumer. Konsequenterweise lehnten ihn die SVP-Vertreter ab. Interessanter sind zwei Abweichler: Mit Mitte-Präsident Gerhard Pfister und SP-Nationalrätin Jacqueline Badran stimmten zwei politische Schwergewichte gegen ihre Parteikollegen und wollten den Sargdeckel des Rahmenabkommens zumachen.

### Perfekte Zielscheibe

Der Auftritt von Guy Parmelin in den beiden Gremien fügte sich nahtlos an seinen Abstecher in Brüssel an. Ruhig, sachlich wies er auf die fundamentalen Differenzen hin. Gleichzeitig betonte er, dass die EU erklärt habe, für sie sei das Abkommen fertig verhandelt. Zudem unterstrich er wie am Freitag, er hätte keine Zugeständnisse gemacht, ohne vorher Rücksprache mit dem Bundesrat zu nehmen.

Wohl das grösste Lob für seinen Trip erhielt der SVP-Magistrat insofern, dass ihn niemand an den parlamentarischen Sitzungen diese Woche angriff. Selbst die grössten Insta-Befürworter konnten ganz offensichtlich keinen Fehler ausmachen, der Guy Parmelin bei seiner Reise nach Belgien passiert wäre. Sonst wären sie auf den Vorsteher des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung losgegangen. Als SVP-Exponent hätte er die perfekte Zielscheibe abgegeben.

Guy Parmelin hat mit seinem Auftritt in Brüssel auf jeden Fall an Statur gewonnen. Sein Prestige und sein Standing im Bundesrat sind höher als vor einer Woche. Der erste Westschweizer SVP-Politiker stellte unter Beweis, dass er sich auf der internationalen Bühne gut bewegen kann, sich seriös vorbereitet und sich zu keinen Fehlern hinreissen lässt. Einzig bei der Kommunikation hätte er wohl etwas expliziter auftreten können.

Trotzdem gilt: Mission erfüllt.

# WELTWOCHEN

# daily



## Das Wichtigste für den Tag

**Unabhängig, kritisch, gut gelaunt**

Jetzt kostenlos testen auf  
[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch).



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

**DIE  WELTWOCHEN**



## PERSONENKONTROLLE

# Keller-Sutter, Lauber, della Valle, Masserey, Diethelm, Bolsonaro



*Grenzen:* Bundesrätin Keller-Sutter.



*Grosse Ehre:* Unternehmer Musk.

**Karin Keller-Sutter**, Trommlerin, wurden bei der Burka die Grenzen aufgezeigt. Obwohl die Justizministerin landauf, landab mit ganzem Engagement gegen das Verhüllungsverbot war, gehorchten ihr ihre eigenen Parteifreunde nicht. Die Anhänger der FDP stimmten laut einer Wählerbefragung des Instituts Gfs.bern mit 58 Prozent dem Anliegen zu. Eine ähnliche Erfahrung machte «Die Mitte». Auch diese Partei lehnte das Begehren wie die Freisinnigen offiziell ab. Hier fiel das Resultat noch deutlicher aus. 60 Prozent folgten der Parole nicht und stimmten der Initiative zu. Herr und Frau Schweizer bilden sich ihre Meinung selber, da können ihre Führungspersonen so viel trommeln, wie sie wollen. (*odm*)

**Michael Lauber**, Kontaktpflegler, hält sich seine Freunde warm. Letzten Mittwoch konnte man jedenfalls beobachten, wie der frühere Bundesanwalt mit der Direktorin des Bundesamts für Polizei (Fedpol), **Nicoletta della Valle**, in der Gartenbeiz des Restaurants «Kornhaus» in Bern gemütlich zu Mittag ass und angeregt parlierte. Das ist nicht verboten, aber etwas bizarr. Denn gegen Lauber, der 2020 zum Rücktritt gezwungen wurde, läuft eine Untersuchung durch einen ausserordentlichen Staatsanwalt im Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen die Fifa unter Laubers Ägide. Was die beiden zu besprechen hatten, bleibt ihr Geheimnis. Laut Fedpol war das Treffen nämlich privat. Man sei auch nicht in die Untersuchung gegen den früheren Bundesanwalt involviert. (*hmo*)

**Virginie Masserey**, Traumtänzerin, liess am Dienstag wieder einmal durchblicken, wie weit das Bundesamt für Gesundheit (BAG) von der Alltagsrealität in diesem Land entfernt ist. Man müsse beim Essen in einer Gartenbeiz nicht

nach jedem Bissen die Schutzmaske wieder anziehen, liess sie am Dienstag vor den Medien verlauten. Allerdings müsse man die Maske wieder aufsetzen, wenn man fertig gespeist habe. War die Leiterin der Sektion Infektionskontrolle beim BAG in den vergangenen Tagen einmal draussen? Hat sie sich in den Berner Beizen einmal umgesehen? Hat sie dort jemanden mit einer Maske sitzen sehen? Nicht einmal BAG-Vertreter schnallen sich die Dinger um, wenn sie sich zum Kaffee mit Journalisten in Berner Restaurants treffen. (*hmo*)

**Markus U. Diethelm**, Schlachtross, tritt per 1. November aus der UBS-Konzernleitung zurück. Der gerichtserprobte Anwalt ist seit 2008 Chefjurist der Grossbank. Im Sinn der Aktionäre hat er manche Bombe entschärft. Namentlich bei der Einigung mit dem amerikanischen Department of Justice in Steuerfragen kam die UBS mit einem für die Bank gnädigen Arrangement davon. Ganz auf Diethelms Dienste verzichten will die UBS in Zukunft nicht. Er werde auch nach seinem Rücktritt einige Dossiers betreuen, so die Bank. Zuvor aber folgt in Paris eine grosse Bewährungsprobe. Ungefähr zum Zeitpunkt des Diethelm-Rückzugs steht das zweitinstanzliche Urteil im Milliardensteuerstreit mit Frankreich ins Haus – hier setzt Diethelm auf volles Risiko. (*fsc*)

**Jair Bolsonaro**, Enfant terrible, gibt sich lammfromm. Die Regierung des brasilianischen Staatschefs hat die Lieferung von zehn Millionen Dosen des russischen Covid-Impfstoffs Sputnik V storniert – angeblich auf Druck Washingtons. Moskau weist seit längerem darauf hin, dass die USA lateinamerikanischen Staaten verbieten, medizinische Hilfe aus «Staaten mit üblen Absichten» anzunehmen. (*ky*)



## INSIDE WASHINGTON

### Zwei Erbsen in einer Schale

Das Amt des Vizepräsidenten hat sich ordentlich gewandelt, seit Amerikas erste «Nummer zwei», John Adams, an seine Frau Abigail schrieb, sein Job sei «der unbedeutendste Posten, den die Menschheit erfunden hat». Sein Chef, George Washington, sah es nicht für nötig an, seinen Juniorpartner zu einer einzigen Kabinettsitzung einzuladen.

244 Jahre später schreibt Kamala Harris nicht nur Geschichte als Amerikas erste Frau und erste Farbige auf dem Vize-Posten. Sie und Präsident Joe Biden sind nach eigener Aussage zwei Erbsen in einer Schale und verbringen jeden Tag fünf gemütliche Stunden, manchmal auch mehr, miteinander. Sie nimmt an den morgendlichen Geheimdienstbesprechungen teil, und jede Woche treffen sich die beiden zu einem privaten Mittagessen. In einem ausführlichen Porträt des TV-Senders CNN erzählte die Kalifornierin, die im Vorwahlkampf ihrem heutigen Chef rassistisches Verhalten vorgeworfen hatte: «Er und ich haben fast jede Entscheidung zusammen getroffen.»

Seit Bidens Amtsantritt begleitet Harris den Präsidenten bei öffentlichen Veranstaltungen wie ein Schatten. Beim ersten Treffen eines Staatsoberhauptes im Weissen Haus trat Harris, nicht Biden, gar allein zum Empfang des japanischen Premierministers Yoshihide Suga an. Der geimpfte, doppelt maskierte Präsident hielt sich bei der via Monitor übertragenen Gesprächsrunde in Deckung.

In der grössten Krise ihrer jungen Vize-Karriere glänzt die agile Harris derweil durch Absenz. Zwar hatte ihr Biden die Bürde auferlegt, sich um die Flut illegaler Migranten an der Südgrenze zu kümmern. Bislang ward sie dort noch nicht gesehen. Sie betrachte ihre Aufgabe als Gegenstand der Auslandsdiplomatie, liess sie verlauten. Mit dieser «präsidialen» Formulierung empfiehlt sie sich wärmstens fürs höchste Amt.

*Amy Holmes*

MÖRGELI

## Unverschämt Scham einfordern

«Bundesrat: ohne Ziel, ohne Scham, ohne Rat». So betitelte *Blick* online die Kurzvisite von Bundespräsident Guy Parmelin bei der EU in Brüssel. Ziellos und ratlos handelt für den Ringier-Verlag seit je, wer sich gegen dessen Ziel und Rat nicht bedingungslos der EU unterwirft. Neu ist der Vorwurf, der Bundesrat handle bei der Verteidigung schweizerischer Interessen «ohne Scham». Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und die demokratischen Rechte der Bürger sind also neuerdings nur noch schamlos.

Überall, wo die Linke noch keine Mehrheit erreicht, kommt die Scham ins Spiel. Wo die gesetzliche Knebelung nicht möglich ist, versucht man's mit der moralistischen. Die Menschen sollen rot werden, damit die Welt rot werde. Gibt es für Sie Mann und Frau statt LGBTQI+? Schämen Sie sich! Fahren Sie ein Benzinauto? Schämen Sie sich! Arbeiten Sie Vollzeit? Schämen Sie sich! Bewohnen Sie ein Einfamilienhaus? Schämen Sie sich! Essen Sie Fleisch? Schämen Sie sich! Glauben Sie an Gott? Schämen Sie sich! Wollen Sie der EU nicht beitreten? Schämen Sie sich! Alle Guten sind gestorben, also schämen Sie sich, dass Sie noch leben!

Nur sollte niemand glauben, der *Blick* und Ringier würden sich für irgend etwas schämen. Sie schämen sich nicht dafür, dass all jene, die sich schämen müssen, Steuern zahlen. *Blick* und Ringier schämen sich nicht für ihre Sex- und Prostitutionsinsinieren. Denn wir erröten nur bis zum Nabel, was darunter liegt, kennt keine Scham. *Blick* und Ringier schämen sich nicht für ihren Auflageneinbruch. Sie schämen sich nicht, beim Staat um Unterstützungsgelder zu betteln. Sie schämen sich nicht, mit der Musik von «Rechten» wie Gölä und Trauffer Geld zu verdienen.

Sie bedecken ihr Gesicht, aber mit den Händen von uns anderen. Friedrich Nietzsche meinte: «Was ist das Menschlichste? Jemandem Scham ersparen.» Besser würde man sich für sich selber schämen als für den anderen. *Blick* und Ringier tun das, wovon Gottfried Keller gewarnt hat: Die Giftpflanze der falschen Scham werde von schamlosen Menschen bewässert, statt ausgerissen.

Christoph Mörgeli

# Die Rache des Geächteten

Das Zerwürfnis zwischen Boris Johnson und seinem Ex-Berater Dominic Cummings könnte für den Premier gefährlich werden.

Rolf Hürzeler

Die schlimmsten Feinde sind ehemalige Freunde.» Diese Weisheit quält den britischen Premierminister dieser Tage. Sein ehemaliger Vertrauter Dominic Cummings behauptet in seinem Blog, den 170 000 Franken teuren Umbau von Boris Johnsons Privatwohnung in der Downing Street habe ein Tory-Sponsor finanziert, ein Unternehmer mit dem klangvollen Namen Baron Brownlow of Shurlock Row soll dahinterstehen, ohne dass Johnson die Zuwendung öffentlich gemacht hätte. Das sei «unethisch und allenfalls strafbar». Johnson lässt dementieren; ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss soll dereinst Klarheit schaffen.

Der Vorwurf an sich ist harmlos, übliches Schmierentheater, wie man es in Westminster kennt. Dennoch steckt Brisanz dahinter, denn Cummings ist nicht irgendwer. Er führte als Johnsons wichtigster Berater die Brexit-Kampagne. Der Premier verdankt ihm den überwältigenden Sieg bei der letzten Unterhauswahl vor zwei Jahren. Dennoch liess er seinen Freund im letzten Spätherbst von einem Tag auf den anderen fallen. Jetzt folgt die Retourkutsche.

Johnsons neue Lebenspartnerin Carrie Symonds stand angeblich hinter Cummings Rauswurf, denn er passte ihr nicht in den Kram. Der Strippenzieher, der stets mit beiden Fäusten zu kämpfen versteht, stand für ihren Geschmack dem konservativen Lager der Tories zu nahe. Sie war zwar lange selbst eine Tory-Aktivistin, politisierte aber stets am linken Rand der Partei. Auch, als sich der damals verheiratete Johnson in sie verguckte. Und hier verkommt die Ge-

schichte zur Schmierkomödie. Die folgende Scheidung soll Johnson nach 25 Jahren Ehe ein Vermögen gekostet haben, was seinen Geldbedarf für eine teure Renovation nachvollziehbar erscheinen lässt. Das Paar bewohnt übrigens nicht die Downing Street «Number 10», den traditionellen Wohnsitz des Premiers, sondern die wesentlich grössere Wohnung in der Nachbarliegenschaft, die «Number 11».

Cummings, der «Karriere-Psychopath», wie ihn Ex-Premier David Cameron einst nannte, war und ist der Liebling der Parteilichen, etwa der rechtsstehenden European Research Group im Unterhaus. Diesen Parlamentariern missfällt die Linie des Premiers zusehends, der sich seit seinem Wahlsieg mehr und mehr in der Mitte positioniert – mit seinem Engagement gegen den Klimawandel und einer grosszügigen Ausgabenpolitik, die jedem Labour-Premier gut anstehen würde. Cummings kann sich sicher sein, von dort Applaus zu erhalten und womöglich seine politische Rückkehr einzuleiten.

Wie das Leben in solchen Fällen spielt, kommt eine Unbill nicht allein. Labour will gerade wissen, ob Johnson frühzeitig über die Lancierung einer europäischen Fussball-Superliga informiert gewesen sei und das verschwiegen habe. Er soll zudem dem nach Singapur ausgewanderten Milliardär James Dyson einen Steuerdeal angeboten haben, um ihn nach Grossbritannien zurückzulocken, was die Linke ebenfalls empört. Zu allem Übel soll Johnson auch ein offenes Ohr für seinen Vor-Vorgänger Cameron gehabt haben, als dieser für Greensill lobbyierte.

Vor allem aber erhebt Cummings selbst einen weiteren Vorwurf gegen seinen einstigen Freund Johnson. Dieser soll eine Untersuchung unterbunden haben, nachdem eine Indiskretion über einen bevorstehenden Lockdown Ende Oktober frühzeitig an die Medien durchsickerte. Johnson habe damit einen Vertrauten seiner Partnerin Symonds geschützt, der geplaudert habe. Sollte Cummings weiter zündeln, könnte es zu einem für Johnson gefährlichen Flächenbrand kommen. Denn etwas hassen alle Tories seit je, linke wie rechte gleichermaßen: angeschlagene Führungsfiguren in der eigenen Partei.



# Nachhilfe für Simonetta Sommaruga

Staatsmann Ueli Maurer macht vor, wie man Probleme dank flankierenden Massnahmen löst.



Im Vorfeld der EWR-Abstimmung entwickelten im Wesentlichen Paul Rechsteiner und ich das Konzept der flankierenden Massnahmen. Der Kern der Überlegung: Es gibt kein Problem, das man – Richtlinien hin oder her – nicht national mit EU-kompatiblen flankierenden Massnahmen lösen kann. Schlicht und einfach deshalb, weil die Spielräume der Nationalstaaten verdammt gross waren. Und es auch blieben, wie gerade das abschreckende Beispiel Viktor Orbán zeigt.

Im Bundesrat stiessen wir auf keine Gegenliebe. Otto Stich war – wie Rudolf Strahm – eigentlich gegen den EWR. Adolf Ogi wollte sich die Freude am EWR-Trainingslager nicht verderben lassen. Für Jean-Pascal Delamuraz, René Felber und Flavio Cotti waren Paul Rechsteiner und ich verkappte Anti-Europäer. Sie wollten die Ängste der Bevölkerung nicht ernst nehmen.

Die himmeltraurigste Rolle spielten die Grünen. Sie verhalfen Christoph Blocher zum knappen Volksmehr und wurden dafür von diesem im Nachgang auch noch verspottet. So wie man sich bettet, so liegt man.

Worum ging es damals inhaltlich? Viele Stimmberechtigte hatten Angst vor Lohndruck wegen der Personenfreizügigkeit. Andere befürchteten, dass die Schweiz in Sachen Ökologie ihre führende Stellung in Europa verlieren würde. Nicht wenige hatten schlaflose Nächte wegen rumänischer Vierzigtöner, die bald einmal unsere Strassen verstopfen könnten.

Alles kam anders, als es uns die Sieger der EWR-Abstimmung versprochen. Die Personenfreizügigkeit ist Realität. Dank flankierenden Massnahmen. Die EU hat die

Schweiz in Sachen Ökologie meilenweit überholt. Die Schweiz wird, wenn es nach unserer Bundesrätin Simonetta Sommaruga geht, nicht einmal im Jahr 2050 klimaneutral sein – während Wunderfuzzi Sebastian Kurz in Österreich bereits bis 2040 so weit sein will. Ohne die Vierzigtöner, ohne die Schwerverkehrsabgabe würden viel zu viele 28-Töner unsere Strasse noch mehr verstopfen.

Alle zentralen Befürchtungen erwiesen sich als heisse Luft. Die offene Frage: Wiederholt sich die Geschichte bei dem für die Schweiz über alles gesehen äusserst vorteilhaften Rahmenabkommen?

Diesmal ist einiges anders. Der Bundesrat will mit einer Mehrheit von vier zu drei Stimmen aus Angst vor einer Volksabstimmung das Rahmenabkommen selbst beerdigen. Eine

*Verbietet das Rahmenabkommen flächendeckende höhere Mindestlöhne? Natürlich nicht.*

himmeltraurige Rolle spielt dabei Simonetta Sommaruga. Weil sie die Chancen des Rahmenabkommens nicht begrift.

Ein Beispiel unter vielen: Verbietet das Rahmenabkommen flächendeckende höhere Mindestlöhne? Natürlich nicht. Wie könnte eine innovative Lösung des Bundesrats aussehen? Ganz einfach: In der Schweiz gilt ein gesetzlicher Mindestlohn von 25 Franken pro Stunde. Wirtschaftsschwache Kantone können diesen mittels Gesetz – und somit

durch Volksabstimmungen – auf 22 Franken senken. Parallel dazu werden alle Lohnabhängigen mit einer Parmelin-App digital erfasst und begleitet. Damit die Unternehmen bei Verstössen von tripartiten Kommissionen abgestraft werden können.

Die Position der Gewerkschaften und der Lohnabhängigen würde massiv gestärkt, die Zuwanderung in die Schweiz gebremst. Investitionen und Produktivität nähmen zu, weil sich vorab der Binnensektor etwas anstrengen müsste. Alles zusammen wünschbare Kollateralnutzen. Die SP muss aufhören, vom Bundesrat etwas zu verlangen. Sie müsste den wenig Innovativen endlich Blaupausen liefern.

Super begriffen hat das mit den flankierenden Massnahmen Ueli Maurer. Er ging – beraten und geführt von Thomas Jordan – vor Janet Yellen in die Knie. Unser Staatsmann hat im Alleingang die Schweizer Steuersouveränität verschrottet.

Seine neue Durchsage: Die Schweiz könne die höhere Mindestbesteuerung globaler Konzerne dank flankierenden Massnahmen «verkräften». Pfeiler seines Konzepts: Erhöhung der Subventionen für die Steuerscheuen, Senkung der Einkommenssteuer für deren Manager. Mehr und bessere Ganztageskitas und Schulen für die Kinder der ausländischen Papis und Mamis.

Simonetta Sommaruga müsste bei Ueli Maurer in den Nachhilfeunterricht gehen. Subito.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Marine Le Pen und die Katzen

Sanfter, weiblicher, populärer: Die Rassemblement-national-Chefin erfindet sich neu. Sie könnte Frankreichs erste Präsidentin werden.

Jürg Altwegg

Sie hat sich einen neuen Look zugelegt und verströmt eine erstaunliche Gelassenheit. Stilexperten beobachten, dass sich Marine Le Pen weiblicher kleide und weicher spreche: ein neuer Look, um die Frauen anzusprechen. Sie ist bemüht, das Image der hartherzigen Chefin abzustreifen und sich als Mutter der Nation zu profilieren.

Dazu gehört, dass Le Pen in den Medien ihre Liebe zu den Tieren zelebriert. Im Interview mit der von Alain de Benoist, dem Theoretiker der Nouvelle droite, geleiteten Zeitschrift *Éléments* erzählte sie, dass sie Kurse belege, um die Pflege ihrer verschmudsten Bengalkatzen zu perfektionieren. Dem mit ihr befreundeten Politiker Robert Ménard mag sie nicht verzeihen, dass er die Katzen, die sie ihm geschenkt hatte, weitergab: «Tiere sind keine Objekte.» Und im Fernsehen antwortete sie auf die Frage, mit wem sie im Falle der Wahl zur Präsidentin in den Elysée-Palast einziehen werde: «Normalerweise tummeln sich in seinem Garten Hunde. Ich werde mit meinen Katzen kommen.»

Es ist der – vorerst – letzte Akt einer langen Häutung. Die Tochter des legendären und verpönten Gründers des Front national hat die Partei mit eiserner Hand gesäubert und in «Rassemblement national» (RN) umbenannt: von der kämpferischen «Front» zur nationalen Sammelbewegung. Gegen den Widerstand des Vaters und Begründers. Um mit seinen Gaskammern-Provokationen und der faschistischen Nostalgie zu brechen, schloss sie ihn aus der Partei aus.

## Der «republikanische Reflex»

Der Politologe Jean-Yves Camus, Beobachter der rechtsradikalen Szene, bescheinigt ihr, keine Antisemitin zu sein. Ihre Rivalin und Nichte Marion Maréchal-Le Pen ist weg vom Fenster. Die Vorstellungen des RN von Landesgrenzen, innerer Sicherheit, Souveränität, Einwanderung, Islam und Laizismus werden von der Mehrheit der Bevölkerung geteilt. Vom Frexit, dem Austritt Frankreichs aus der EU, und vom Ausstieg aus dem Euro hat sich Marine Le Pen verabschiedet.

An diesem Samstag, dem 1. Mai, wird sie zum dritten Mal ihre Kandidatur für die Präsidentschaft 2022 bekanntgeben. Zwanzig Jahre nachdem ihr Vater erstmals nach der Krone griff, darf sich Marine Le Pen veritable Chancen auf eine Wahl ausrechnen.

Rückblende. April 2002: Ein politisches Erdbeben erschütterte die Republik. Jean-Marie Le Pen, Begründer des Front national, warf den Sozialisten Lionel Jospin aus dem Rennen um

## Vom Frexit, dem Austritt Frankreichs aus der EU, hat sich Le Pen verabschiedet.

die französische Präsidentschaft. Vor der Stichwahl Le Pen gegen Jacques Chirac kam es zu Massendemonstrationen. Schüler zogen durch die Strassen. Medien und Politiker riefen zum Widerstand auf. Die Nation zelebrierte den «republikanischen Pakt»: Gegen die Neofaschisten wählten Demokraten jeden anderen Kandidaten. Chirac gewann mit 82 Prozent der Stimmen gegen Le Pen, den Wiedergänger des Diktators Philippe Pétain. Die demokratische Machtübernahme von rechts aussen wurde verhindert. Vorübergehend.



Im Dezember des Jahres 2015 – einen Monat nach den islamistischen Attentaten von Paris – war der Front national drauf und dran, bei den Regionalwahlen den Norden und den Süden zu erobern: Marine Le Pen, die Tochter des Patriarchen, und dessen Enkelin Marion Maréchal-Le Pen erreichten je 40 Prozent der Stimmen. Durch die vereinten Kräfte ihrer Gegner wurde ihr Triumph verhindert. 2017 schaffte es Marine Le Pen in die Stichwahl ums Präsidentenamt. Doch nicht ihr, sondern dem jungen Emmanuel Macron gelang der Überraschungserfolg. Er siegte mit einer Zweidrittelmehrheit. Noch war der «republikanische Reflex» gegen rechts aussen intakt.

## Zeichen der Angst

Das Erstarken des Front national geht mitunter auf François Mitterrand zurück. Nach seinem Einzug ins Elysée 1981 hatte der sozialistische Präsident das Wahlrecht verändert: Ein starker Front national war die beste Garantie für seinen Machterhalt. Es war der Zyniker Mitterrand, der Jean-Marie Le Pen den grossen Auftritt auf der politischen Bühne ermöglichte. Das Fernsehen bekam Order, Le Pen öfter einzuladen. Nur Insider wussten damals, dass Mitterrand während des Kriegs von Pétain einen hohen faschistischen Orden bekommen hatte. Nach 1945 war er mit dem Polizeichef von Vichy, René Bousquet, befreundet.

Mitterrands braune Saat ging auf: Bei jeder Wahl stand die gemässigte Rechte vor dem Dilemma des «Pakts mit dem Teufel». Dank dem faschistischen Schreckgespenst Jean-Marie Le Pen wurden Mitterrand und auch noch sein Nachfolger Chirac wiedergewählt.

Doch die ideologische Landschaft hat sich nachhaltig verändert. Die Sozialisten sind am Boden, rechts der Mitte lassen Marine Le Pen und ihre Partei die Republikaner weit hinter sich.

Seit seinem Sieg 2017 ist Macrons Strategie auf die Neuauflage des Duells mit Marine Le Pen im April 2022 ausgerichtet – in der trügerischen Annahme, dass er es nicht verlieren kann. Seine Truppen schrecken vor kei-



*Der vorerst letzte Akt einer langen Häutung: Politikerin Le Pen.*

ner historischen Geschmacklosigkeit zurück. Innenminister Gérald Darmanin bezeichnete die Gelbwesten als «braune Pest». «Wenn wir Auschwitz gedenken, ist Marine Le Pen nicht willkommen», twitterte Gesundheitsministerin Agnès Buzyn. Macrons Parteichef Christophe Castaner nannte sie unlängst eine «Feindin der Republik».

Dies sind Zeichen der Angst. Seit Beginn dieses Jahres prophezeien die Meinungsumfragen einen immer knapperen Ausgang: 52 Prozent für Macron gegen 48 Prozent für Le Pen. Es ist ihr offensichtlich gelungen, die Glasdecke zu durchstoßen. Nach ihrem Debakel im TV-Duell 2017 zweifelten selbst die treuesten Freunde an Le Pens Regierungsfähigkeit. Nun demonstriert sie mit ihrem Schattenkabinett, dass sie in der Lage ist, eine Exekutive zu bilden. Hervé Juvin ist eine Schlüsselfigur der ideologischen Neuausrichtung und als Umweltminister vorgesehen. Einflussreich bleibt Louis Aliot, von dem sich die Parteipräsidentin nur privat getrennt hat. Aliot ist Stadtpräsident von Perpignan. Gewählt wurde er an der Spitze einer Koalition, gegen die es keinen «republikanischen Pakt» gab.

### **Keine Weltmacht mehr**

Wo immer das Rassemblement national eine Gemeinde regierte, kam es zu Säuberungen der Bibliotheken und Abrechnungen mit der

lokalen Kulturszene. Nicht so in Perpignan. Aliot verspricht, die Erinnerung an das antifaschistische Exil hochzuhalten. Anfang Juli organisiert Marine Le Pen in Perpignan den ersten Parteikongress unter dem neuen Namen. Sie wird den Vorsitz abgeben und den Wahlkampf eröffnen.

Für Emmanuel Macron rückt derweil ein ganz anderer Aspekt des Erdbebens von 2002 in den Blickpunkt: Es war das letzte Mal, dass ein Staatspräsident wiedergewählt wurde. «Wir sind im Krieg», hämmerte er den Franzosen im Lockdown ins Unterbewusstsein. Das Land erlebt die Pandemie als Debakel wie die Niederlage von 1940, als «die stärkste Armee der Welt»

### *Der Islamfaschismus bedroht heute die Republik sehr viel mehr als die «braune Pest».*

zusammenbrach. Der Lockdown wurde zum Remake der Besatzung: Ausgangssperre, Denunziationen, Demarkationslinien und ziviler Ungehorsam als Akt des Widerstands. Nach dem Fiasko mit den Masken und Tests hat Frankreich als einziges Mitglied des Unosicherheitsrats keinen eigenen Impfstoff entwickelt. Jetzt dämmert dem Land die Einsicht, der es sich seit 1945 verweigert hat: Die einstige Grande Nation ist keine Weltmacht mehr.

Bis zum Gewinn der Fussballweltmeisterschaft in Moskau 2018 konnte Macron die Illusion am Leben erhalten. Dann kam die Revolte der Gelbwesten. Im Reformstau versteift sich der Präsident fast nur noch auf eine Politik des Erinnerns. Das ganze Jahr 2020 zelebrierte er Charles de Gaulle, den Helden im Krieg und Anführer Frankreichs auf dem «dritten Weg».

Eine weitere Folge der Corona-Krise könnte eine politische Wende einleiten: Die Pandemie hat Frankreich aus dem Griff seiner Vergangenheit befreit und von seinem faschistischen Fluch erlöst. Der «republikanische Reflex» ist verpufft. Der Islamfaschismus bedroht heute die Republik sehr viel mehr als die «braune Pest».

Mit einem «Gesetz gegen den Separatismus» will Innenminister Darmanin die Republik gegen den Terrorismus der Dschihadisten, seine Anstifter und Komplizen in den Banlieues wie in den Universitäten verteidigen. Im TV-Duell gegen Marine Le Pen im Februar war Darmanin sichtlich bemüht, die Herausforderin des Präsidenten rechts zu überholen.

Damit arbeitet er Le Pen in die Hände. Nicht als hysterische Feindin wie einst, sondern als geläuterte Neofaschistin wirkt sie heute auf viele Franzosen. Im Kampf um die Präsidentschaft könnte eine Mehrheit der Wähler in Marine Le Pen die Retterin der Republik sehen.

# Er hat schon immer sein eigenes Ding gedreht

In einem Jahr hat Anarcho-Reporter Daniel Stricker 750 Clips gestreamt. Je willkürlicher die Zensur, desto grösser sein Erfolg.

Alex Baur

Es waren Szenen der surrealen Art. Anlässlich der unbewilligten Corona-Demo in Rapperswil vom letzten Samstag bitten zwei St. Galler Polizisten Live-Reporter Daniel Stricker zur Seite. «Wir nehmen ihn mit», hört man einen Polizisten im Hintergrund. – «Ich bin verhaftet!», ruft Stricker. – «Nein, Sie werden nicht verhaftet.» – «Dann gehe ich jetzt.» – «Nein, Sie bleiben hier!» – «Dann bin ich also doch festgesetzt?» – «Ja, sozusagen ja.»

Es folgt ein halbstündiger Parcours durch eine Tiefgarage und über den Seedamm, an dem ein Dutzend Polizisten beteiligt sind. Stricker wird zuerst aus der Stadt weggewiesen, dann aus dem ganzen Kanton. Der Fünfzigjährige gibt sich immer wieder als Journalist zu erkennen, weist sogar eine schriftliche Bewilligung des Polizeikommandos zur Berichterstattung vor. Mal soll er auf den Posten, dann wieder nicht; was ihm überhaupt vorgeworfen wird, bleibt stets nebulös. Alle geben sich freundlich. Stricker trällert den Ohrwurm von Franz Hohler in die Kamera: «Es si alli so nätt!»

## Who's who des Corona-Widerstands

Die Kapo St. Gallen verweigerte jede Stellungnahme zu den skurrilen Szenen. Doch Strickers Handykamera, die alles aufgezeichnet hat, lügt nicht. Zehntausende von Zuschauern verfolgen in Echtzeit, was der Anarcho-Reporter des Corona-Widerstands gerade so treibt. Seine Kanäle auf Youtube werden zwar regelmässig gesperrt. Allein das Bezweifeln der Gefährlichkeit von Coronaviren und des Segens von Massnahmen und Impfungen reicht für eine Sperre. Stricker gelang es immer wieder, die Zensur auszutricksen, was seine Popularität enorm steigerte.

Normalerweise reagieren Journalisten solidarisch auf die Zensur eines Kollegen, egal welcher Couleur. Bei Stricker-TV scheint es allen die Sprache verschlagen zu haben. Auch das steigert sein Ansehen unter den Massnahmengegnern. Auf seinem Kanal bietet er all jenen Asyl, die in den etablierten Medien kaum zu Wort kommen, unter ihnen auch einige recht bekannte Figuren. Die Liste der Talk-Gäste



Er sendet täglich, sieben Tage die Woche, 52 Wochen im Jahr: Journalist Stricker.

von Stricker-TV liest sich wie ein Who's who des Corona-Widerstands.

Die Verachtung etablierter Journalisten für den «Garagensender» wird Daniel Stricker nicht gerecht. Gerade das Handgestrickte hebt sich wohlthuend von SRF ab, bei dem alles durchstrukturiert und geplant ist. Stricker lässt seine

*Seine grösste Stärke ist sein Gespür für die vermeintlich dummen Fragen, die viele gar nicht erst zu stellen wagen.*

Talk-Gäste immer ausreden, man hat stets den Eindruck, dass er einfach neugierig ist und seinen Gästen alle Freiheiten lässt. Und diese fühlen sich offenkundig wohl in seiner Küche, erzählen Dinge, die man normalerweise in der Öffentlichkeit nicht preisgibt.

Strickers grösste Stärke ist sein Gespür für die vermeintlich dummen Fragen – die ganz banalen und simplen Fragen also, die viele gar nicht erst zu stellen wagen, die aber oft zum Kern führen. Und man glaubt Stricker, dass er auch Befürworter harter Corona-Massnahmen noch so gerne empfangen und mit derselben Fairness behandeln würde. An ihm liegt die einseitige Aus-

wahl der Gäste nicht. Es sind die Hardliner, die nicht mit ihren Kritikern reden wollen.

Was immer man von Daniel Stricker halten mag, ob man seine Ansichten teilt oder nicht – er hat schon immer sein eigenes Ding gedreht, und das mit beachtlichem Erfolg. Nach einer Lehre bei der Swissair absolvierte der Thurgauer die Matura auf dem zweiten Bildungsweg. Danach arbeitete er in der Computer- und Unterhaltungsbranche. Seit der Jahrtausendwende geschäftet er selbständig, unter anderem mit Immobilien. Über sein erfolgreiches Engagement als «Zeremonienmeister» für nicht-religiöse Hochzeiten oder Abdankungen schrieben diverse namhafte Blätter, von der NZZ bis zum *Beobachter*, seitenlange Jubelberichte.

## Exponentiell explodierende Zahlen

Es war der Shutdown vom März 2020, der Daniel Stricker auf den Internet-Stream brachte. Aus Protest über die Massnahmen des Bundesrats war er vorübergehend nach Stockholm gezogen. «In Schweden konnte ich mich frei bewegen», erzählt er, «doch das Land ist fürchterlich langweilig.» Also begann er, über seine Erfahrungen zu berichten, zuerst auf Facebook, dann auf Youtube und schliesslich über den Bezahlkanal Strickertv.locals.com. Er sendet seither täglich, sieben Tage die Woche, 52 Wochen im Jahr. Obwohl er dabei konsequent Mundart spricht, explodierten die Publikumszahlen bald so exponentiell wie die althaussschen Corona-Kurven. Doch jetzt, wo er wirklich ein Promi ist, interessieren sich die etablierten Medien plötzlich nicht mehr für den schrägen Thurgauer.



# Ikone der Pflichterfüllung

Herzogin Kate gelingt, woran Herzogin Meghan scheiterte:  
Mit Grandezza dient sie der britischen Krone.

Flavia Schlittler

**E**in Aufschrei ging durch die Redaktionen: Prinz William sei mit seiner neuen Freundin Kate privat in Klosters. Drei Tage lang war ich ihnen auf den Fersen, so wie gefühlt hundert Paparazzi auch, viele aus Grossbritannien angereist.

In einer der Nächte bekam ich den Hinweis eines Ortskundigen, ich solle ins «Casa Antica», den damals angesagtesten Klub. Nachts um 1 Uhr war Prinz Harry in Topform. Er trank Gin Tonic, rauchte, kaperte das DJ-Pult und legte «It's Raining Men» von den Weather Girls auf. Als er sein Handy nicht fand, kroch er auf dem versifften Boden unter einem Tisch durch. Prinz William tänzelte im hinteren Teil hüftsteif und verhalten, Kate sass regungslos dauerlächelnd auf einem Sofa. Mein erster Eindruck von ihr war: welch langweilige Person. Keinen Funken einer Ausstrahlung, attraktiv zwar, aber nicht auffallend schön. Dies war Ende März 2005. Es waren historische Tage der Liebe, Prinz William machte seine Beziehung zu Kate Middleton öffentlich.

## Nur ein Skandalchen

Die Rollenverteilung der drei ist auch sechzehn Jahre danach die gleiche: Harry wild, William kühl, Kate unaufgeregt. Natürlich behaupteten Stimmen, ihre Eltern hätten von langer Hand geplant, dass Kate mit William zusammenkomme, hätten ihre Erstgeborene mit Absicht in derselben Uni eingeschrieben. Nur, sie waren wohl nicht die einzigen Eltern, die ihrer Tochter ein royales Upgrade wünschten. Und funken muss es dann ja auch immer noch zwischen zwei Menschen.

Kate ist ihrer unaufgeregten Art treu geblieben. Nur ein Skandalchen kann man ihr nachsagen. Ein Foto zeigt sie 2002, wie sie als Model an einer Studenten-Modenschau in einem transparenten Kleid über den Laufsteg defiliert. Um dieses zu finden, wurde lange gesucht, es entstand vor der Zeit, als sie und der Prinz zusammenkamen.



Ungekünstelte Familienfotos in Gartenidylle: Herzogin Kate mit Mann und Kindern.

Die Harmlose mit der Löwenmähne sorgte weder für die grossen Schlagzeilen noch für überraschende Bilder. Als Verkörperung der Langweiligkeit wurde sie Mutter von drei Kindern, perfekter könnte der Lebenslauf einer zukünftigen Königin nicht sein.

Doch dann kam die andere, die amerikanische Schauspielerin Meghan Markle. Atemberaubend schön, eine Yoga-Gazelle mit Lifestyle-Blog. Das britische Volk war elektrisiert, die Presse genauso. Kate wurde in den Schatten ihrer aufregenden Schwägerin verbannt. Schnell plauderten Insider vom Zwist der ungleichen Frauen. Es ging um Eifersucht, die Faszination des Volkes und die Gunst von Queen Elizabeth II. Um Tränen über die Strümpfe der Blumenmädchen an der Hochzeit von Prinz Harry und Meghan. Sie wollte, dass diese keine tragen, Kate bestand darauf, dem höfischen Protokoll entsprechend.

«Never complain, never explain» lautet das royale Mantra – beschwer dich nie, erklär dich nie. Kate hielt sich stets daran. Sie folgte dem Rat von Prinz Philip, der ihr eingebläut hatte: «Du bist kein Star, du repräsentierst die königliche Familie, das ist alles.» Was Kate mit Grandezza erfüllt, tritt Meghan mit Füßen. Keine

drei Jahre brauchte sie, um alles an die Wand zu fahren, was sie nur konnte. Sie wollte die Monarchie aufpeppen, tat dies mit protokollarischen Regelverstössen. Auch wenn diese nur darin bestanden, dass sie keine Strümpfe trug und bei Auftritten mit der Queen leger die Beine übereinanderschlug. Die öffentlichen Affronts gegenüber der Königin liessen sie in Ungnade fallen, im jährlichen Beliebtheits-Ranking der britischen Royals fiel sie immer weiter zurück.

## Hauch von Modernisierung

Das Interview, das sie und Prinz Harry am 7. März Oprah Winfrey gaben, war ein Aneinanderreihen von Vorwürfen an die Königsfamilie. Sie warf die Rassistmuskeule in den Buckingham-Palast,

bezeichnete Kate, sie zum Weinen gebracht zu haben (wegen der Strümpfe der Blumenmädchen), Harry bezeichnete Bruder Prinz William und Vater Prinz Charles als «im System gefangen». Das Paar auf der Suche nach Selbstverwirklichung zelebriert sein Opfertum. Die beiden wollen alles und ein bisschen mehr. Kate reichte stets das alles.

Als Ikone der Pflichterfüllung wird die Millionärstochter vom Volk gefeiert. An der Abdankung von Prinz Philip am 17. April war sie es, welche die zerstrittenen Brüder William und Harry vor der Weltöffentlichkeit zu einem Gespräch zusammenbrachte – und sich dann dezent zurückzog. Kates Stärke liegt in der Versöhnung, dem Dienst an der Krone. Sie illustriert es mit ungekünstelten Familienfotos in ihrer Gartenidylle, gepostet auf ihrer Instagram-Seite «kensingtonroyal», der 12,5 Millionen Menschen folgen. In stiller Zurückhaltung und mit einem Hauch Modernisierung stabilisiert sie die britische Monarchie. Für ihre Haltung und ihre Handlungen wird sie zu Recht gefeiert.

Flavia Schlittler ist Journalistin und arbeitet beim *Blick* als stellvertretende Ressortleiterin «People».

# Die zehn grössten Klima-Profiteure

Handfeste Wirtschaftsinteressen sind im Parlament heute eher im links-grünen Lager vertreten. Die Klimapolitik ist ein erstklassiges Revier für Subventionsjäger.

Florian Schwab

Nicht allzu lange ist es her, da galt Economiesuisse als «achter Bundesrat». Ausgestattet mit einer starken Lobby im Parlament, entschied der Wirtschaftsdachverband, der damals noch Vorort hiess, über die Besetzung des Bundesrats mit. Naturgemäss bestand so etwas wie eine Standleitung zwischen Bundesrat und Cheftage des Wirtschaftsverbands.

Heute ist das Bild ein anderes. Gerade einmal sechs von 200 Nationalräten und ein Ständerat, der Bündner FDP-Mann Martin Schmid, führen Economiesuisse unter ihren Interessenbindungen auf. Der direkte Draht zwischen der Zürcher Hegibachstrasse, dem Sitz von Economiesuisse, und dem Bundeshaus gleicht jetzt eher einem seidenen Faden.

Stattdessen könnte man heute eher die Ökolobby als «achten Bundesrat» bezeichnen. Verbände wie Swisscleantech, Swissolar, Schweizerische Energie-Stiftung oder der Windenergie-Promotor Suisse Eole vereinen mehr Parlamentarierköpfe auf sich als Economiesuisse. Über zwanzig Parlamentarier sind mit klaren wirtschaftlichen Öko-Interessen verbandelt: Gebäudetechnik, Windenergie, öffentlicher Verkehr, CO<sub>2</sub>-freie Treibstoffe und vieles andere mehr. Für sie alle geht es um viel beim CO<sub>2</sub>-Gesetz, über welches das Volk im Juni abstimmt. Knackt die grün-grünliberale Lobby den Jackpot?

Zwar gehören zu den Parlamentariern mit einschlägigen Interessen auch vereinzelte Bürgerliche – etwa der Gebäudetechnikunternehmer Peter Schilliger (FDP) und die CVP-Politikerin Priska Wismer-Felder (Suisse Eole). Das Gros der ökologischen Lobby konzentriert sich aber eindeutig auf Grünliberale, Grüne und SP. Hier ihre zehn wichtigsten Köpfe:

## 1 — Roger Nordmann, Nationalrat SP, Waadt

Der Fraktionschef der SP ist gleichzeitig so etwas wie der Pate des Öko-Business im Bundeshaus. Von seinen acht Manda-



## 2 — Lisa Mazzone, Ständerätin Grüne, Genf



ten sind sechs der Branche der erneuerbaren Energien zuzuordnen. So gehört er dem Vorstand von Swisscleantech an. Für einen sozialdemokratischen Politiker eher unüblich, vereint er auch privatwirtschaftliche Verwaltungsratsmandate auf sich. Nämlich beim Stromerzeuger Groupe E in Granges-Paccot, der sich als «Akteur der Energie-Transition» versteht, und bei der Planair in La Sagne, einem Ingenieurbüro, das auf die Planung von Energie- und Umweltprojekten spezialisiert ist. Weiter ist Nordmann Präsident des Verbands Swissolar, der im Jahr 2019 mit fast einer Million Franken von der öffentlichen Hand unterstützt wurde. Als Autor des Buches «Sonne für den Klimaschutz. Ein Solarplan für die Schweiz» entwirft der grüne Vordenker auf dem Reissbrett ein mit viel Steuergeld zu finanzierendes Solar-Experiment für das ganze Land.

ten sind sechs der Branche der erneuerbaren Energien zuzuordnen. So gehört er dem Vorstand von Swisscleantech an. Für einen sozialdemokratischen Politiker eher unüblich, vereint er auch privat-

wirtschaftliche Verwaltungsratsmandate auf sich. Nämlich beim Stromerzeuger Groupe E in Granges-Paccot, der sich als «Akteur der Energie-Transition» versteht, und bei der Planair in La Sagne, einem Ingenieurbüro, das auf die Planung von Energie- und Umweltprojekten spezialisiert ist. Weiter ist Nordmann Präsident des Verbands Swissolar, der im Jahr 2019 mit fast einer Million Franken von der öffentlichen Hand unterstützt wurde. Als Autor des Buches «Sonne für den Klimaschutz. Ein Solarplan für die Schweiz» entwirft der grüne Vordenker auf dem Reissbrett ein mit viel Steuergeld zu finanzierendes Solar-Experiment für das ganze Land.

## 3 — Jürg Grossen, Nationalrat Grünliberale, Bern



AG in Frutigen. Das Vierzig-Mann-KMU bringt gemäss Eigenwerbung «die Energiewende in Ihr Gebäude – mit Solarstrom und einer intelligenten Steuerung zum Eigenverbrauch, die sich für alle lohnt». Weiter präsidiert Grossen mit Swiss E-Mobility den wichtigsten Verband, der sich für die Elektrifizierung des Strassenverkehrs einsetzt. Auch bei Swisscleantech ist er im Vorstand.

Er ist vermutlich der Parlamentarier mit den direktesten und vielfältigsten Geschäftsinteressen im Bereich der erneuerbaren Energien. Der Präsident der Grünliberalen ist Mitinhaber der Elektroplan Buchs & Grossen

## 4 — Isabelle Chevalley, Nationalrätin Grünliberale, Waadt



setzt sich für verschiedene Bauvorhaben von Windparks ein. Zudem gehört die Politikerin dem Vorstand von E-Covoiturage.ch an. Dabei handelt es sich um ein Carsharing-Unternehmen, dessen gut 30 000 Nutzer sich elektrisch betriebene Autos teilen.

Als Präsidentin des Verbands Suisse Eole ist Nationalrätin Chevalley die wichtigste Kämpferin für Windmühlen im Nationalrat. Die Organisation bezweckt «die Verbreitung der Windenergienutzung in der Schweiz» und

## 5 — Martin Bäumle, Nationalrat Grünliberale, Zürich

Seines Zeichens Mitgründer der Grünliberalen, ist der frühere GLP-Präsident ein





eißriger Sammler von wirtschaftlichen Engagements. So gehört er dem Verwaltungsrat des EKZ an, des kantonal-zürcherischen Stromversorgers. Bäumle ist auch Verwaltungsrat bei Airborn Fuels Switzerland. Das Unternehmen möchte bis im Jahr 2050 den Flugbetrieb auf klimaneutrale Treibstoffe umstellen. Dazu ist es gemäss Website unter anderem erforderlich, für «unterstützende Gesetzgebung» zu sorgen. Bäumle gehört dem Stiftungsrat der Schweizerischen Energie-Stiftung und dem politischen Beirat von Swisscleantech an. Weiter betreibt er die Bäumle Messungen und Beratungen AG an seinem Wohnort Dübendorf.

**6 — Barbara Schaffner, Nationalrätin Grünliberale, Zürich**



Die Eneba GmbH von Barbara Schaffner bezweckt laut Handelsregister «das Erbringen von Ingenieurs- und Beratungsdienstleistungen in den Bereichen Energie, Umwelt und Gesundheit». Laut einer Mitteilung auf der Website nimmt das Unternehmen derzeit allerdings «kaum» neue Aufträge an. «Aufgrund der Dringlichkeit, die Energiewende auch auf politischem Weg voranzubringen», müsse sich die Gründerin anderweitig konzentrieren. Beispielsweise als Vorstandsmitglied von Zürich Erneuerbar, der Unternehmerinitiative Neue Energie Zürich und der Velo-Allianz Cycla.

**7 — Kurt Egger, Nationalrat Grüne, Thurgau**



Der grossen Kammer gehört in der Person Kurt Eggers ein weiterer Öko-Unternehmer an. Als Geschäftsleiter der Nova Energie GmbH im Thurgau berät er Kunden im Bereich «nachhaltiges Bauen». Dies beinhaltet die «Entwicklung von Energiekonzepten» und die «Betreuung von Förderprogrammen und Vollzugsaufgaben». Egger ist des Weiteren Vorstandsmitglied beim Kompetenz-Zentrum Erneuerbare Energie-Systeme Thurgau.

**8 — Adèle Thorens Goumaz, Ständerätin Grüne, Waadt**



Unter dem Begriff Organisation der Arbeitswelt (Oda) Umwelt verbirgt sich ein zentrales Engagement von Adèle Thorens Goumaz. Dem Verein geht es darum, «die Umweltberufe in der Berufsbildung als zukunftsfähiges Berufsfeld zu fördern». Damit verbunden sind auch handfeste monetäre Interessen, ist doch das Berufsbildungswesen ein schwer durchschaubares Geflecht aus öffentlichen und privaten Finanzierungen. Ebenfalls amtiert die grüne Ständerätin als Patronatsmitglied bei Villeverte Suisse, einer Zertifizierungsstelle für besonders ökologische Städte und Gemeinden.

**9 — Eric Nussbaumer, Nationalrat SP, Basel-Landschaft**



Eric Nussbaumer vereint gleich drei Verwaltungsratspräsidien im Energiebereich auf sich. Hauptberuflich ist er als VR-Delegierter der ADEV Energiegenossenschaft tätig, «Ihrer Partnerin für Solarenergie sowie für Biomasse-, Blockheizkraftwerke und Wärmenetze» in Liestal. Zusätzlich präsidiert er das oberste Gremium

bei der Willy Gysin AG, die unter anderem Fotovoltaik-Anlagen plant und installiert, sowie beim Wärmeverbund Lehenmatt Birs AG. Als Beirat bereichert er die Schweizerische Energie-Stiftung und als Vorstandsmitglied die Dachorganisation der Wirtschaft für erneuerbare Energien und Energieeffizienz (AEE Suisse), welcher 32 Branchenverbände und ungefähr 15 000 Unternehmen angeschlossen sind.

**10 — Tiana Angelina Moser, Nationalrätin Grünliberale, Zürich**



Wer sich in der Schweiz ein Elektrogerät kauft, der kommt an der Grünliberalen Tiana Angelina Moser nicht vorbei. Sie präsidiert den Fachverband der Elektroapparate für Haushalt und Gewerbe, dem fast alle namhaften Hersteller von Elektrogeräten angehören. Energie- und Umweltauflagen sind für die Branche Fluch und Segen zugleich. Zwar stellen sie die Hersteller immer wieder vor schwierige technische Probleme. Aber gleichzeitig eröffnen die Vorgaben auch neue Geschäftsfelder und bieten Schutz vor Wettbewerb. Der Verband navigiert mit seiner grünliberalen Präsidentin gekonnt durch diese Untiefen. Ganz getreu dem Zeitgeist und dem Motto: «Eine wichtige Aufgabe des Verbandes besteht darin, die ökologischen Anstrengungen der Branche zu koordinieren.»

«Neugier auf das Leben ist das Wichtigste.»

Matthias Aellig  
Group CFO  
zum selbstbestimmten Leben

SwissLife

# Notstandsgesetz ohne Not

Das revidierte deutsche Infektionsschutzgesetz ist verfassungswidrig.  
Die Regierung kann die Entscheidungsgrundlagen manipulieren.

Stefan Homburg



Wo bleibt die Verhältnismässigkeit? Kanzlerin Merkel.

**O**b Steuern oder Quarantäne: In deutschen Gesetzen sind es immer die Buchstabenparagrafen, die für Verdross sorgen. So fristete Paragraf 28 des Infektionsschutzgesetzes, der traditionelle gesundheitspolitische Massnahmen vorsah, jahrzehntelang ein unauffälliges Dasein. Als im November 2020 sein Stiefbruder Paragraf 28a das Licht der Welt erblickte, der den Shutdown nachträglich legalisieren sollte, ging es schon nicht ohne öffentliche Aufschreie und Grossdemonstrationen nebst Wasserwerfern ab. Und als letzte Woche der Nachkömmling Paragraf 28b durchgepeitscht wurde, der im Parlament keine absolute Mehrheit mehr fand, wurde ersichtlich ein neues Kapitel der deutschen Corona-Politik aufgeschlagen.

## Exzesse der Shutdown-Politik

In der Länderkammer äusserten alle Ministerpräsidenten verfassungsrechtliche Bedenken, wagten aber keine Ablehnung. Viele, die der Regierung nahestehen, bekamen erstmals Zweifel, ob Merkels Massnahmenkataloge wirklich

so genial sind, wie ihre Spindoktoren unentwegt streuen. Und manche Shutdown-Gegner glauben mittlerweile an das Ende des demokratischen Rechtsstaats.

Im Kern geht es bei der Novelle keineswegs um Ausgangssperren, obschon es ärgerlich ist, wenn man als Ehepaar nachts Sex haben, aber keinen gemeinsamen Abendspaziergang machen darf. Der springende Punkt ist vielmehr folgender: Bisher entschieden die Landesregierungen durch Rechtsverordnungen über die Freiheitsbeschränkungen. Nach deutschem Verfassungsrecht ist jedes Gericht befugt, eine Rechtsverordnung auf ihre Verfassungsmässigkeit zu überprüfen und bei negativem Ergebnis zu verwerfen.

So geschah es in Dutzenden Fällen, weil die Regierungen keine fachlichen Begründungen vortragen konnten. Auf diese Weise wurden die übelsten Exzesse der Shutdown-Politik abgeschliffen und Härten gemildert. Mit dieser Praxis macht Paragraf 28b jetzt Schluss, da Parlamentsgesetze nur vom Bundesverfassungsgericht verworfen

werden dürfen, das sich bisher erstaunlich passiv verhält.

Die Neuregelung ist in doppelter Hinsicht verfassungswidrig: Erstens verletzt sie den Grundsatz der Verhältnismässigkeit. Während Covid-19 individuell gefährlich sein kann, hat diese Erkrankung gesellschaftlich keine Bedeutung, wie drei harte Fakten zeigen: Die deutschen Intensivstationen (und auch die schwedischen) waren niemals landesweit überlastet; die Gesamtsterblichkeit lag 2020 und ebenso im ersten Quartal 2021 im Normalbereich; und die «Corona-Toten» waren im Durchschnitt mit 84 Jahren genauso alt wie die Gesamtheit der Verstorbenen. Klinisch besteht keine Not, die eine Notstandsgesetzgebung dieses Kalibers rechtfertigen könnte.

## Was genau ist «böse»?

Zweitens müssen Normen, die Grundrechte einschränken, hinreichend bestimmt sein, und daran hapert es, da das Gesetz Ausgangssperren und Kontaktverbote nicht an klinische Indikatoren koppelt, sondern schlicht an die Anzahl positiver PCR-Tests während der Woche. Diese sogenannte Inzidenz hängt davon ab, wie viel getestet wird, welche Schwellenwerte angesetzt werden und nach wie vielen Gensequenzen der Test sucht. Weil das Gesetz zu diesen drei entscheidenden Parametern schweigt, hängt sein Tatbestand vollkommen in der Luft.

Die Inzidenz kann durch reines Exekutivhandeln gesteuert werden, indem die Regierung die Testzahlen reguliert und technische Vorgaben für die Labors macht. Nun wäre ein Gesetz, das «Böses» mit Gefängnisstrafe bedroht und es der Polizei überlässt, zu entscheiden, was genau «böse» ist, wegen Unbestimmtheit verfassungswidrig. Das neue Infektionsschutzgesetz leidet an demselben Mangel. Das ist auch durchaus gewollt, da es bei Corona nach Ansicht der Kanzlerin nicht um medizinische Entscheidungen geht, sondern um politische.

Stefan Homburg ist Professor an der Leibniz Universität Hannover.

# Die Heiligen für alle Fälle

Eine linksgrüne Kandidatin – und die Journalisten schlagen Purzelbäume vor Verzückung.



**A**uch wenn man denkt, man hat im Journalismus schon vieles gesehen, greift man sich mitunter staunend an den Kopf.

Letzte Woche setzte es wieder so einen Fall. Die Politikerin Annalena Baerbock wurde Kanzlerkandidatin der deutschen Grünen. Nun fielen die dortigen Journalisten in einen Taumel der Glückseligkeit, den man selbst in dieser hysterischen Branche noch kaum je erleben konnte.

«Die Frau für alle Fälle», verklärte der *Spiegel* sie auf dem Titelbild, denn «keiner kommt an ihr vorbei». «Endlich anders», jubilierte der *Stern* unter Baerbocks Bild auf dem Cover. «Die Überlegene», bewunderte sie die *Zeit* in ihrer Titelgeschichte.

Warum himmeln Journalisten, die sich gern als kritische Geister präsentieren, Politiker in derart verzückter Weise an?

Bevor wir zur Antwort kommen, müssen wir die Frage etwas systematisieren. Angehimmelt werden in den Medien nur linke Politiker. Gute aktuelle Beispiele sind etwa US-Vize Kamala Harris, diese «Hoffnungsträgerin» (*Tages-Anzeiger*). Auch Neuseelands Premierministerin Jacinda Ardern, diese «Hoffnungsträgerin» (*Frankfurter Allgemeine*), gehört in diesen Kreis. Selbst Lula da Silva, der wegen Korruption verurteilte Ex-Präsident Brasiliens, kehrt nun als «Hoffnungsträger» (*Stern*) wieder zurück.

Und natürlich dürfen wir auch unseren SP-Mann Alain Berset nicht vergessen, der als «Hoffnungsträger» (*Berner Zeitung*) ins Amt einzog und über den das Schweizer Fernsehen inzwischen frohlockt: «Der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort.»

Solche Elogen bleiben konservativen Politikern verwehrt. Eine Chance auf redaktionelle Jubelchöre haben sie nur dann, wenn sie während ihrer Amtszeit nach links rutschen. Das gelang etwa Kanzlerin Angela Merkel, die mit ihrer offenen Migrationspolitik die Herzen der Journalisten eroberte. In der Schweiz gelang dasselbe Manöver der früheren SVP-Regierungs-

*Erst hochschreiben, dann niedermachen. Es ist dies eine weltweite publizistische Praxis.*

rätin Eveline Widmer-Schlumpf, die erst den hiesigen Beelzebub aus dem Bundesrat kippte und dann ihre frühere rechtsbürgerliche Haltung locker hinter sich liess.

Warum also himmeln Journalisten, die sich gern als kritische Geister präsentieren, Politiker in derart verzückter Weise an?

Personalisierung ist in der Branche die ideale Methode des publizistischen Risk-Managements. Einen (linken) Politiker in alle Himmel hochzujubeln ist zwar ein klares politisches Statement eines Journalisten. Aber es ist, anders als ein politisches Bekenntnis zu Sachfragen, ein Statement, das risikolos ist. Wenn der Bejubelte die Verheissungen dann nicht erfüllt, war das keine ideologische Verklärung durch unkritische Medien, sondern das Versagen eines Individuums, das den Vorgaben nicht gerecht geworden ist.

Der bisher beste Fall in dieser Mechanik war der deutsche Sozialdemokrat Martin Schulz, der bei der Kanzlerwahl von 2017 die linke Traumfigur der Journalisten war und damit

der direkte Vorgänger der grünen Annalena Baerbock von 2021.

Als «Sankt Martin» heiligte ihn der *Spiegel* auf dem Titel. Die ARD-«Tagesschau» stellte ihn gar als «Gottkanzler» vor. Als «Der Eroberer» prangte er auf dem Cover des *Stern*. Schulz fuhr dann mit 20,5 Prozent das schlechteste Wahlergebnis in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ein.

Von «Absturz» schrieb nun der *Spiegel*. Ein «Absturz» war es für die ARD-«Tagesschau». Und der *Stern* wusste genau, wer am «Absturz» schuld war: «Selber Schulz».

Erst hochschreiben, dann niedermachen. Es ist dies, weil so folgenlos, eine weltweite publizistische Praxis. Allerdings gibt es kulturelle Unterschiede. Einen derart extremen Personenkult wie in der bundesdeutschen Presse gibt es sonst nirgendwo.

Wir sehen das etwa, wenn wir bei Annalena Baerbock, dieser Frau für alle Fälle der deutschen Medien, die Schweizer Kommentare gegenüberstellen.

Der *Tages-Anzeiger*, weiss Gott kein Gegner von Linksgrün, merkte spitz an, dass die Kandidatin noch nie einen Führungsjob ausgeübt habe, es sei erstaunlich, «wie leicht Baerbocks Rucksack in dieser Hinsicht ist». Und die *NZZ am Sonntag*, auch sie sonst grün und feministisch angehaucht, war noch dezidierter: «Baerbock wird auf eine Art und Weise überschätzt, die fatal an den Aufstieg und Absturz des SPD-Kanzlerkandidaten Martin Schulz von 2017 erinnert.»

Manchmal freut man sich, dass man Schweizer ist. Man freut sich dann, wenn man kritische Schweizer Zeitungen liest.

# Chinas Konflikt mit den Uiguren

Das Schicksal der muslimischen Minderheit wühlt den Westen auf.

Dass uigurische Terroristen seit dreissig Jahren Peking herausfordern, wird ausgeblendet.

Francis Pike

**K**unming, Provinz Yunnan, Südchina: Am 1. März 2014, einem ganz normalen Samstagabend, erschienen sieben Uiguren und eine schwangere Frau, alle schwarz gekleidet, im Bahnhof von Kunming. Sie zückten lange Messer und begannen, auf Männer, Frauen und Kinder einzustechen. Binnen zehn Minuten waren 31 Personen tot und 130 verwundet.

Zehn Minuten später war ein chinesisches Sonderkommando vor Ort: Vier der uigurischen Terroristen wurden erschossen, eine verwundete Frau wurde ins Krankenhaus gebracht, drei weitere Uiguren wurden verhaftet, vor Gericht gestellt und hingerichtet. Die Schwangere wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Das Massaker von Kunming war Chinas 9/11.

Wie in Amerika zeigte sich auch hier im Nachhinein, dass dieser Anschlag der Höhepunkt eines fundamentalistischen Trends war, der seit den frühen 1990ern zu beobachten war. In Xinjiang, der Heimat der Uiguren, hatten lange Bärte und Burka-Trägerinnen das Aufkommen eines radikalen Islam signalisiert.

## Mao und der Warlord

Beim ersten Bombenanschlag im Februar 1992 in Ürümqi kamen drei Menschen ums Leben. Fünf Jahre später, nach der Hinrichtung von dreissig mutmasslichen Separatisten, waren, wiederum in Ürümqi, bei einem Überfall auf Busse drei Kinder getötet worden. Es folgten Unruhen, Dutzende kleinerer terroristischer Zwischenfälle und immer wieder Anschläge.

Inspiziert wurden die Aktivitäten vom Al-Qaida-Anschlag am 11. September 2001 und von Anschlägen der Taliban in Pakistan und Afghanistan, in deren Lagern auch Uiguren ausgebildet wurden. Das harte Vorgehen der chinesischen Behörden gegen uigurische Extremisten entfremdete ihnen überdies eine Bevölkerung, die der Zuwanderung von Han-Chinesen, der wirtschaftlichen Entwicklung und der Einschränkung der eigenen Kultur feindselig gegenüberstand. Vor den Olympischen Spielen 2008 in Peking kam es in Kaschgar zu einem Anschlag, bei dem zwei Uiguren sechzehn Menschen töteten.



*Kulturelle Identität zwischen Mongolei, Wüste Gobi, Kasachstan und Pakistan.*

2010 lenkte ein Selbstmordattentäter in der Stadt Aksu, unweit der Grenze zu Kirgistan, ein Dreiradfahrzeug in eine Gruppe von Polizisten. Zehn Personen starben. Im Jahr darauf überfiel eine Gruppe junger Uiguren eine Polizeistation

## *Vor den Olympischen Spielen 2008 in Peking töteten zwei Uiguren sechzehn Menschen in Kaschgar.*

in der Stadt Hotan aus Protest gegen das Burka-Verbot und nahm Geiseln. Im selben Jahr fanden in Kaschgar weitere Anschläge statt. Am 30. April 2014 ereignete sich in Ürümqi während des Besuchs von Staatspräsident Xi Jinping in Xinjiang ein Anschlag, bei dem drei Menschen getötet und 79 verletzt wurden.

Bei den Unruhen ging es nicht nur um muslimischen Radikalismus, sondern auch um kul-

turelle Identität. Uigurische Wissenschaftler im Exil verweisen darauf, dass ihr Volk seit 6000 Jahren in Xinjiang lebt. China dagegen erklärt, die Uiguren seien erst nach dem Untergang des Uiguren-Khanats im 9. Jahrhundert und der Vertreibung der Han-Chinesen in die Region gekommen. Fest steht, dass die Uiguren im ausgehenden 10. Jahrhundert den Islam annahmen.

## Massaker von Kunming

Xinjiang, im äussersten Nordwesten der Volksrepublik China gelegen, ist ein Gebiet von der Grösse des Irans. Im Nordosten grenzt es an die Mongolei und die Wüste Gobi, im Norden an Kasachstan. An der Westgrenze verläuft das pakistanische Karakorum-Gebirge mit achtzehn Bergen über 7500 Meter, darunter der K2, mit 8611 Meter der zweithöchste Berg der Welt. Im Süden, abgetrennt durch die Kunlun-Gebirgskette, liegt Tibet. Eine zentrale Rolle

für Xinjiang spielt das Tarimbecken, die spirituelle Heimat der Uiguren, die vor allem die Taklamakan-Wüste im Süden und Osten umfasst, ein Gebiet von der sechsfachen Grösse der Schweiz. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts überquerte Marco Polo den Karakorum in Richtung Kaschgar, von wo er auf Kamelen die Taklamakan durchquerte. Die Seidenstrasse war geboren.

Erst im frühen 19. Jahrhundert konnte die Qing-Dynastie das ferne Xinjiang vollständig unter ihre Herrschaft bringen. Noch heute braucht man für die 4000 Kilometer von Peking nach Kaschgar achtunddreissig Stunden mit dem Auto. Nach der Absetzung der Qing-Dynastie durch Sun Yat-sen 1911 wurde Xinjiang ein halbautonomes Khanat unter Maqsud Schah, der ein lockeres Bündnis mit der neuen Republik China schloss.

Nach seinem Tod 1930 gab es eine kurze Periode der Unabhängigkeit während der Ersten Ostturkestanischen Republik, errichtet von einer separatistischen Bewegung, die sich auf die turk-altaischen Ursprünge der Uiguren berief. Diese Republik konnte sich nicht lange halten – ausser in den Erinnerungen der heutigen Separatisten, der Nationalen Erweckungsbewegung Ostturkestan, deren Hauptquartier sich seit 2017 in Washington befindet.

### Muslimische Nationen wenden sich ab

Nach dem Ende der Ersten Republik Ost-Turkestan geriet Xinjiang unter die Herrschaft des Warlords Sheng Shicai, der anfänglich von den Sowjets unterstützt wurde, bis er sich auf die Seite der Kuomintang von Tschiang Kai Schek schlug. 1943 liess er Mao Zemin, den Bruder von Mao Zedong, hinrichten, der als Emissär nach Xinjiang entsandt worden war. Sheng selbst wurde 1944 von den Uiguren mit sowjetischer Hilfe gestürzt, es folgte die Gründung der Zweiten Ostturkestanischen Republik, die 1949 nach dem Einmarsch von Maos Volksbefreiungsarmee in die Volksrepublik China eingegliedert wurde. Seit 1955 trägt die Provinz den Namen Uigurisches Autonomes Gebiet Xinjiang.

Bis zum «Spektakel» von Kunming hatte sich das Uiguren-Problem auf Xinjiang beschränkt. Kunming hat zwar eine beträchtliche uigurische Minderheit, ist aber keine uigurische Stadt und überdies 2000 km von Kaschgar entfernt. Mit dem Angriff auf eine Han-Stadt änderte sich alles. Dschihadisten hatten im chinesischen Kernland zugeschlagen. Nach dem Massaker von Kunming kam es in Xinjiang zu einer neuen Welle von Terroranschlägen. Xi Jinping besuchte die Provinz und ordnete brutale Strafmassnahmen an.

Das Ergebnis sind die Umerziehungslager, in denen Berichten zufolge mehr als eine Million Uiguren festgehalten werden. In den globalen Medien wird inzwischen regelmässig über Folter, Zerstörung von Moscheen, den Abriss von Wohnhäusern und die Beseitigung von kul-

turellen Einrichtungen berichtet. Allerdings wird in diesen Reportagen meist der Kontext ausgeblendet. In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist kaum über das Ausmass der dschihadistischen Anschläge berichtet worden. Xi Jinping will das Dschihadistenproblem durch rigorose Unterdrückung im Innern lösen – ein Weg, der Europa und Amerika nicht zur Verfügung steht, auch wenn Präsident Macron entschlossen scheint, eine vorsichtige Form von Kulturkrieg gegen den Islam zu führen.

Anders als der Westen versucht China nicht, mit den Dschihadisten im eigenen Land fertigzuwerden, indem man Truppen in den Nahen Osten entsendet. Aus chinesischer Sicht ist die Unterdrückung des uigurischen Widerstands

### Die Saat des antiwestlichen islamischen Terrorismus ist gesät – im Westen wie im Nahen Osten.

viel weniger kostspielig als die militärischen Abenteuer des Westens im Irak, in Syrien und Afghanistan. Obwohl der Westen im Kampf gegen den globalen Dschihad kaum Erfolge verzeichnen kann, begegnet man China mit grosser moralischer Gewissheit.

Auf der 41. Sitzung des Uno-Menschenrechtsrats im Juni 2019 richteten zweiundzwanzig Staaten einen Protestbrief an China, in dem auf «glaubwürdige Berichte über willkürliche Inhaftierung [von Uiguren] in Straflagern» verwiesen wurde. Waren unter diesen 21 protestierenden Staaten auch muslimische Länder, die sich für ihre Glaubensbrüder einsetzten? Nein. Kein einziges Mitglied der Organisation für Islamische Zusammenarbeit unterzeichnete das Protestschreiben. Mit Ausnahme von Japan waren es weisse, christliche Staaten.

Nicht nur versagten muslimische Nationen den Uiguren ihre Unterstützung, einundzwanzig muslimische Länder beklagten in einem Brief die Politisierung der Menschenrechtsfrage durch den «Brief der 22». Insgesamt fünfzig Nationen lobten in diesem «Gegenbrief» Chinas bemerkenswerte Anstrengungen, «die Menschenrechte zu schützen und zu fördern». Zu den Unterzeichnern gehörten der Iran, Saudi-Arabien, der Irak, Ägypten und die Türkei – die man kaum als Gesinnungsfreunde bezeichnen kann. Muslimische Staaten haben nicht nur das harte Vorgehen der Chinesen gebilligt, sie schicken überdies uigurische Asylbewerber zurück nach China.

Während der Westen gern seine moralische Überlegenheit ins Feld führt, sind die meisten Nationen der Ansicht, dass man in Sachen Geopolitik andere Länder nicht moralisch bewerten sollte. Im Gegensatz zur angeblich «moralischen» Strategie des Westens, den Nahen Osten durch militärische Intervention zu demokratisieren, scheint Xi Jinpings «un-

moralisches» Vorgehen gegen die Dschihadisten zu funktionieren.

Derweil ist der Westen mit den Folgen seiner militärischen Interventionen konfrontiert. 2016 nahm China nur 26 syrische Asylbewerber auf, nur neun Flüchtlinge wurden registriert. China betrachtet syrische Flüchtlinge nicht als sein Problem. Der ehemalige chinesische Botschafter in Ägypten und Saudi-Arabien schrieb in der Pekinger *Volkstageszeitung*, dass die Ursache der Flüchtlingskrise in Syrien in der Demokratisierungspolitik des Westens zu suchen sei. Es fällt schwer, dieser Analyse zu widersprechen.

### Freunde und Anerkennung

In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben ausserordentlich kostspielige und letztlich fragwürdige militärische Abenteuer im Nahen Osten die soziale Stabilität und wirtschaftliche Dynamik im Westen geschwächt. Und die Saat eines antiwestlichen islamischen Terrorismus ist gesät – im Westen wie im Nahen Osten.

Im Irak, in Syrien und Afghanistan und weiten Teilen der islamischen Welt hat der Westen an Einfluss und Beliebtheit verloren. China dagegen hat – trotz seines Vorgehens gegen die Uiguren – Freunde und Anerkennung unter muslimischen Ländern gefunden. China ignoriert die moralischen Vorhaltungen des Westens einfach. Und es ist obendrein China, das von dem fragilen Frieden im Nahen Osten wirtschaftlich profitiert, während der Westen die Rechnung bezahlen muss.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von «Empires at War. A Short History of Modern Asia Since World War II».

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank bietet Stabilität – auch in schwierigen Zeiten.»

Philippe Deecke,  
LGT Kunde seit 2007



Private  
Banking

[lgt.ch/values](http://lgt.ch/values)

# Professor Stromboli

Der Neuropathologe Adriano Aguzzi hat das Temperament eines brodelnden Vulkans. Auf Twitter kam es jetzt wieder zu einer feurigen Eruption.

Christoph Mörgeli

Letzte Woche ist zwischen Professor Adriano Aguzzi vom Universitätsspital Zürich und Alex Baur, Journalist der *Weltwoche*, ein Schlagabtausch eskaliert. Dieser gipfelte in Aguzzis Ansage: «Ok. Ich werde Sie blossstellen. Sie arrogantes, ungebildetes Arschloch. Sie haben sich mit dem Falschen angelegt.» 20 Minuten machte die rabiate Drohung umgehend öffentlich. Nach kurzer Zeit konnte Alex Baur allerdings Entwarnung geben und per Twitter mitteilen: «Nach einer Aussprache mit Adriano Aguzzi bzw. auf seine Bitte hin habe ich [den] Screenshot der Direktnachricht gelöscht, in der er mich als A\*\*\* beschimpft. Herr Aguzzi hat sich bei mir entschuldigt, ich akzeptiere das. Die Sache ist damit bereinigt und erledigt.» Befriedigt könnte man also Gottfried Kellers Verse zitieren: «Doch nun der Streit gestritten ist/So sind wir wie ein Mann./Ein Mann, der sich bezwungen hat/Und niemand geht's was an.»

Doch ganz so komplikationsfrei lief die Auseinandersetzung dann doch nicht ab. Adriano Aguzzi sprach nämlich bald darauf von einer Anzeige gegen Alex Baur, weil dieser einen privaten beiderseitigen Dialog auf Twitter veröffentlicht habe. Deshalb habe sich Baur bei ihm entschuldigt und seine Bereitschaft erklärt, die Auseinandersetzung auf Twitter zu löschen. Diese Darstellung bestreitet Baur entschieden: Er habe seine Tweets nicht wegen, sondern trotz der Androhung gelöscht. Jedenfalls hat Professor Aguzzi seither öffentlich erklärt, er werde jetzt sein Twitter-Konto entfernen und sich wieder ganz auf die Wissenschaft konzentrieren. Was er zwischenzeitlich tatsächlich getan hat – allerdings nicht, ohne ein neues Konto unter seinem Namen zu eröffnen.

## Widerspruch unerwünscht

Ausgelöst hat den Streit ein Beitrag in *Weltwoche daily*, in dem Alex Baur einen Auftritt Aguzzis im italienischen Fernsehen Rai 3 kritisierte. Dort hatte der Zürcher Professor nämlich behauptet, die Schweiz mit ihren «vielen Fällen» befinde sich in einer «dramatischen Situation». Um weiterzufahren: «Meiner Meinung nach hat Italien allgemein die Krise besser ge-

meistert als die Schweiz.» Diese Behauptung ist objektiv falsch, was ihm Baur auch vorhielt: In Italien sind trotz viel härteren Massnahmen im Verhältnis 57 Prozent mehr Menschen mit oder an Covid-19 gestorben als hierzulande; derzeit sind im südlichen Nachbarland sechsmal mehr Corona-Opfer pro 100 000 Menschen zu beklagen.

Auf diesen Vorhalt reagierte Adriano Aguzzi mit einem explosiven persönlichen Ausfall: Baur lege ihm Worte in den Mund, die er nie gesagt



«Ich bin übrigens Arzt und nicht Fischverkäufer»: Forscher Aguzzi.

haben, und verunglimpfe seine Forschung, obwohl er «noch nie eine Uni von innen gesehen» habe. Der Wissenschaftler Aguzzi lässt sich auch ungern daran erinnern, dass er vor gut einem Jahr zu einem «totalen Lockdown» aufgerufen hat, als die Neuinfektionen mit Corona bereits rückläufig waren. Im Frühjahr 2020 prognostizierte Aguzzi aufgeregt: «Wir erwarten 60 000 Todesfälle bis Juli.»

Dies alles wirft Fragen auf: Warum ist eine Persönlichkeit vom Format eines Adriano Aguzzi in den sozialen Medien wie ein Berserker unterwegs? Warum behält der Italienisch-Schweizer nicht einen kühleren Kopf, wenn er auf Widerspruch stösst? Und wie erklärt sich sein hartes

Austeilen bei gleichzeitiger Überempfindlichkeit beim Einstecken? Einem twitternden Mitbürger, der Aguzzi das A-Wort seinerseits recht unfein servierte, versprach er eine «Strafanzeige wegen Beleidigung» und beharrte elitär auf seinen akademischen Würden: «Ich bin übrigens Arzt und nicht Fischverkäufer, also heisse ich nicht <Herr Aguzzi>, sondern <Herr Dr. Aguzzi>.»

## «Wissenschaftlich brillant»

Offenbar steht der weltbekannte Neuropathologe nicht mehr auf der Höhe seines Niveaus, sobald er sich der sozialen Medien bedient. So gesehen hat Adriano Aguzzi zweifellos einen klugen Entscheid gefällt, wenn er künftig nicht mehr als Twitterer auftreten möchte. Mit anderen Meinungen bekundet er auch in der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich zuweilen seine liebe Mühe. Dem Kreis seiner Kollegen hat er schon beantragt, einem Kandidaten die Professur zu verweigern, weil dieser angeblich falsche aussenpolitische Ansichten vertrete.

Dabei gilt Aguzzi für den Forschungsplatz Zürich als echter Gewinn. Der vielfach preisgekrönte Neuropathologe hat sich als Pionier bei der Erforschung der Prionenerkrankungen einen weltweiten Namen gemacht – sogar der Nobelpreis scheint in Griffnähe. Sein Vorgänger, der bekannte Tumorforscher Paul Kleihues, ist jedenfalls des Lobes voll. Er lernte Aguzzis Eltern und den kleinen Adriano anlässlich eines Stipendiums am Collegium Borromeo in Pavia kennen. Später studierte der Sohn in Freiburg im Breisgau an der Wirkungsstätte von Kleihues und wurde ebenfalls Neuropathologe. Nach der Berufung von Kleihues als Direktor des WHO-Krebsforschungszentrums in Lyon wurde Aguzzi 1997 Chef des Zürcher Instituts. «Adriano Aguzzi hat die Neuropathologie in Zürich so gut aufgestellt wie noch nie», stellt Paul Kleihues fest. «Er ist wissenschaftlich brillant, hochbegabt, tatkräftig und eine grosse Bereicherung für unser Fach.» Er sei, meint Kleihues, «sehr glücklich über die seitherige Entwicklung des Instituts». Ob er auch glücklich über Aguzzis Nahkampf-Twittererei ist, lässt sich der emeritierte Professor nicht entlocken.

# Smalltalk in der Steinzeit

Konnten sich die Neandertaler mit dem Homo sapiens unterhalten? Wie klang das? Eher russisch als schwedisch, wie eine neue Studie herausgefunden hat.

Wolfgang Koydl

**S**chimpansen tauschen sich schnatternd aus, Wale kommunizieren mit Gesang untereinander, und selbst von Pflanzen weiss man, dass sie miteinander in Kontakt stehen. Doch unser Vorfahr, der Neandertaler, soll einer Art von Rede unfähig gewesen sein?

Bislang war man davon ausgegangen, obwohl sich die Forschung seit Jahrzehnten mit dieser zentralen Frage menschlicher Evolution beschäftigt hat: War die Sprache, die ausschliesslich von Menschen verwandte Form zu kommunizieren, schon bei früheren Menschengattungen, vor allem beim Neandertaler, vorhanden?

In einer Studie der Madrider Universidad Complutense ist man einer Antwort auf diese Frage nun so nahegekommen wie nie. Demnach konnte unser evolutionär engster Verwandter offensichtlich auch sprachlich komplexe Zusammenhänge ausdrücken.

## Neuer Ansatz

Wohlgemerkt geht es nicht darum, ob der Neandertaler mit einfachen Lauten kommunizierte. Dies gelingt auch Tieren, die etwa unterschiedliche Rufe für verschiedene Fressfeinde haben. Es geht vielmehr darum, ob der Neandertaler fähig war, eine Vielzahl fein aufeinander abgestimmter Töne zu formen und zu artikulieren. Dies ist die Voraussetzung für das Sprechen.

Das wäre allein schon deshalb spannend zu erfahren, weil der moderne Mensch rund 4000 Jahre lang mit Neandertalern zusammenlebte und mit ihnen Kinder zeugte. Ausgenommen die Bewohner Afrikas südlich der Sahara, trägt jeder Mensch noch heute zwischen 1 und 4 Prozent Neandertaler-Erbgut in sich.

Bisher war man davon ausgegangen, dass im gesamten Tierreich nur der Homo sapiens über die entsprechende Anatomie verfügt, um im Zusammenspiel von Zunge, Zähnen, Lippen, Rachen und Zwerchfell bewusst Laute zu formen, aus denen sich dann die Bestandteile einer Sprache zusammensetzen. Deshalb werden selbst eng mit uns verwandte Primaten nie menschliche Töne formen können. Aber könn-

te ein Neandertaler-Baby menschliche Lautformen?

Da die zum Sprechen notwendigen Organe nicht fossilisieren, konnten Archäologen bisher keine Nachweise für das Sprachvermögen des Neandertalers führen. Einen Hinweis ergab eine Untersuchung aus dem Jahr 2014 der Zungenbeine von Neandertaler-Skeletten. Dieser Knochen unterstützt die Zungenwurzel und sitzt beim Neandertaler – anders als bei

*Je besser und genauer man hört, desto besser und genauer kann man auch sprechen.*

Affen – an genau derselben Stelle wie beim Homo sapiens. Darüber hinaus findet sich in der DNA ein für das Sprechen verantwortliches Gen, das sowohl beim Menschen als auch bei seinem Vorfahren isoliert werden konnte.

Einen endgültigen Beweis allerdings gab es bisher nicht. Dem ist nun ein internationales Team um die Paläoanthropologin Mercedes Conde Valverde einen grossen Schritt nähergekommen – indem es sich dem Problem gleichsam von der entgegengesetzten Seite näherte: dem Ohr. Diesem Ansatz lag eine einfache Überlegung zugrunde: Wer komplizierte Töne produziert, muss sie auch hören können. Je besser und genauer man hört, desto besser und genauer kann man auch sprechen.

Anders als die Sprechwerkzeuge setzt sich das Ohr zum grossen Teil aus Knochen zusammen, die versteinern und so erhalten bleiben. Mit einer Computertomografie er-



*„Man sagt, er hat nur über einen Witz des Chefs gelacht...“*

stellten die Forscher um Conde Valverde dreidimensionale Modelle der Ohren des Homo sapiens, des Neandertalers und einer früheren Menschengattung. Damit konnte man die Frequenzbandbreite ermitteln, innerhalb derer die einzelnen Gattungen hören können. Je breiter sie ist, desto mehr hörbare Unterschiede und somit auch Bedeutungsinhalte lassen sich heraushören.

Das Ergebnis zeigte weitgehende Übereinstimmung zwischen dem modernen Menschen und dem Neandertaler. Vor allem die Frequenzbereiche, in denen Sprache übertragen wird, lagen gleich, bei vier bis fünf Kilohertz – anders als beim Homo erectus, dem Australopithecus oder anderen Vorfahren des Menschengeschlechtes. «Das lässt den Schluss zu, dass die Neandertaler ebenso differenziert und effizient sprechen konnten wie moderne Menschen», folgerte Conde Valverde.

## Weitreichende Konsequenzen

Sie und ihre Kollegen gingen aber noch einen Schritt weiter und versuchten aufgrund ihrer Untersuchungen zu eruieren, wie die Sprache der Neandertaler geklungen haben könnte. Auch dies lässt sich aus den hörbaren Frequenzen annähernd erschliessen. Kurz gesagt: Es klang eher wie Russisch mit 6 Vokalen und 34 Konsonanten als wie Schwedisch, in dem sich Selbst- und Mitlaute mit 17 zu 18 in etwa die Waage halten.

Denn «Neandertalisch» besass wohl viele Konsonanten, vor allem Verschlusslaute wie t und k und Reibelaute nach Art von f, s oder dem englischen th. Diese galten schon immer als die ältesten Phoneme menschlicher Sprache. Andere Säugetiere produzieren eher vokalähnliche Laute.

Die Ergebnisse der Madrider Studie haben weitreichende Konsequenzen. Lassen sie sich erhärten, gibt es Sprache wohl schon sehr viel länger als vermutet. Bislang ging man davon aus, dass sich die Fähigkeit zu sprechen erstmals vor 100 000 Jahren ausbildete. Wenn nun Neandertaler eine Sprache hatten, müsste man von 200 000 Jahren ausgehen.

# «Leere Hülle»

Der ehemalige Fussballprofi David Degen will den FC Basel übernehmen. Kann er das? Zweifel mehren sich. Eben haben zwei frühere Geschäftspartner Strafanzeige eingereicht.

Roman Zeller

Um den FC Basel (FCB) tobt ein Machtkampf. Die Fans erheben sich gegen Präsident Bernhard Burgener, 63. Ihr Held ist der langjährige FCB-Spieler David Degen, 38. Dieser sitzt seit September 2019 im Verwaltungsrat der FC Basel Holding AG und hält 10 Prozent der Aktien. Nun will Degen den Klub für 16,4 Millionen Franken von Burgener übernehmen und pocht dabei auf ein Vorkaufsrecht. Burgener hält dagegen. Inzwischen beschäftigt der Fall die Gerichte.

Es geht in dieser Geschichte um mehr als um einen Fussballverein. Der FC Basel ist das Aushängeschild der drittgrössten Schweizer Stadt. Manche sagen, er sei ihre Seele. Nirgends im Land hat ein Sportklub eine solche Bedeutung wie der FCB in Basel.

Im Kampf um diese Institution scheint fast jedes Mittel recht. Mittlerweile kursieren sogar Drohungen. Namhafte Persönlichkeiten schalten sich ein. Burgener wird zur Kapitulation aufgerufen. Andernfalls werde sein Ansehen Schaden nehmen. Ein Hauch von Sizilien durchweht das protestantisch-nüchterne Basel.

## Was qualifiziert ihn?

Wirtschaftlich lässt sich der Aufstand nicht wirklich nachvollziehen. Unternehmer Burgener (geschätztes Privatvermögen: 100 bis 150 Millionen Franken) führt den Klub mit sicherer Hand durch die schwierige Corona-Zeit. Das Jahr 2020 schloss der FCB mit 50 000 Franken Gewinn ab. Der grosse Rivale YB aus Bern schrieb einen Verlust von fünf Millionen Franken. Burgeners FCB steht wirtschaftlich hervorragend da.

Sportlich hingegen läuft es den Baslern weniger rund als auch schon. Mit einer Leichtigkeit, die einst den FCB auszeichnete, gewann YB kürzlich den vierten Meistertitel in Serie. Zuvor ging der Pokal achtmal hintereinander an den Rhein. Das schmerzt die Basler Seele.

Gegen den allseits niedergeschriebenen, etwas spröde wirkenden Geschäftsmann Burgener trumpft jetzt um so strahlender David Degen auf, fünfmal Schweizer Meister mit dem FCB. Er verspricht die Rückkehr zu gros-

sen Zeiten. Um den Klub zu übernehmen, habe er «alles zusammengekratzt», sagt er in Interviews: «All-in nennt man das.» Nicht nur die Fans, auch viele Journalisten zeigen sich von solchen Worten beeindruckt.

Interessanterweise stellt niemand die offensichtlichste Frage: Ist der Ex-Fussballer Degen eigentlich in der Lage, den FC Basel führen? Kann er das? Was qualifiziert den einst leidenschaftlichen Flügelstürmer? Immerhin geht es hier um ein Unternehmen mit 200 Mitarbeitern und einem Jahresumsatz von 70 Millionen Franken.

Degen selber traut es sich zu. Den Medien erzählt er von seinen vielfältigen unternehmerischen Aktivitäten. Allerdings handelt es sich um eher kleinere Geschäfte. Wie er dabei vorgeht, ist kaum bekannt.

## Schroffes Schreiben

Die *Weltwoche* hat sich in der Szene umgehört und stiess auf zwei frühere Geschäftspartner Degens: Unternehmer Jens Ott und Anwalt Peter Gellner. Die beiden Deutschen zeichnen ein wenig schmeichelhaftes Bild des Basler Fan-Lieblichen.

Ihr Vorwurf lautet: Degen habe sie mit falschen Versprechen dazu gebracht, 35 000 Franken in eine gemeinsame Firma zu investieren. Wo dieses Geld heute liege, wüssten sie nicht. Stattdessen betreibe Degen eine neue Firma mit dem fast identischen Geschäftszweck. Die beiden Investoren fühlen sich hintergangen.



Gegen Degen haben sie Zivilklage erhoben und eine Strafanzeige eingereicht.

Konkret geht es um die Firma eSquad AG. Sie ist im Bereich E-Sports tätig, dem Geschäft mit Videospiele. Die Gründung erfolgte am 9. Juni 2020. Kein Jahr später ist die eSquad AG am Ende. Degen trat am 9. Februar 2021 als Präsident des Verwaltungsrats zurück und liess seinen Namen aus dem Handelsregister streichen. Dahinter steckt eine ziemlich bizarre Geschichte.

Eine solche Zusammenarbeit sei ihm noch nie widerfahren, sagt Ott. Der 49-Jährige ist seit rund dreissig Jahren erfolgreich im E-Sports-Geschäft tätig. In Deutschland zählte er zu den ersten Verkäufern von Gameboy-Spielen. Zu Degen meint er: «Leider bin ich voll auf ihn und seine Geschichten reingefallen.»

Kennengelernt hätten sie sich in Kitzbühel. Degen – «extrovertiert, gesprächig» – habe behauptet, die «grösste E-Sports-Organisation in der Schweiz» zu kontrollieren. Mit Gellner, 54, beteiligte sich Ott an der neugegründeten eSquad AG. Ott amtierte zunächst als Geschäftsführer und Vizepräsident, Gellner als Verwaltungsrat. Die Mehrheit hielt mit weiteren Geschäftspartnern David Degen.

## Das Geld floss nie

Bald begannen die Probleme. Degen habe nicht geliefert, erinnert sich Ott. Versprechungen hätten sich in Luft aufgelöst. Zum Beispiel habe Degen zugesichert, das E-Sports-Budget des FC Basel (500 000 Franken) in die eSquad AG einzubringen. Das Geld floss nie.

Als Ott später beim FCB nachfragte, antwortete CEO Roland Heri per E-Mail: «Der Entscheid, wie Mittel der FC Basel 1893 AG eingesetzt werden, obliegt den dafür zuständigen Gremien der Gesellschaft. Eine Übertragung der Budgetkompetenz an Dritte» – also an David Degen – «ist nicht erfolgt und auch nicht vorgesehen, insbesondere auch nicht in Bezug auf den Bereich E-Sports.»

Die Probleme mit Degen hätten sich gehäuft, sagt Ott, «die Zusammenarbeit war unmöglich.» Am 4. November 2020 zog er sich wegen





*Leidenschaftlicher Flügelstürmer: Ex-Fussballer Degen.*

persönlicher Differenzen mit Degen als Geschäftsführer zurück. Dann ging es Schlag auf Schlag. Am 30. November wurden Ott und Gellner an einer ausserordentlichen Generalversammlung von Degens Partnern aus dem Aufsichtsgremium abgewählt; selber liess sich Degen vertreten.

Als Gellner bei Degen intervenierte, erntete er eine ziemlich schroffe Antwort. Das Schreiben vom 23. Dezember liegt der *Weltwoche* vor:

*Ein Hauch von Sizilien durchweht plötzlich das protestantisch-nüchterne Basel.*

«Wir haben nach Deinem Mail entschieden, Euch auflaufen zu lassen. Es wird kein Cent mehr aus der eSquad abfliessen, ausser für Abschlüsse oder so. Ihr habt somit die nächsten Jahre 35 Prozent einer Gesellschaft, welche im eigentlichen Sinne stillgelegt ist. Wir werden sie aber nicht liquidieren, sondern einfach laufen lassen. Wir haben 65 Prozent und entscheiden über das Geld, welches drin liegt, und nicht ihr!»

Das Schicksal der eSquad AG war besiegelt. Sie zahlte keine Rechnungen mehr, auch Gläubiger gingen leer aus. Das Unternehmen hörte auf, operativ tätig zu sein.

Gemäss Handelsregister zog sich wenige Wochen nach dem VR-Eklat auch David Degen

aus dem Verwaltungsrat zurück. Seine verbliebenen Geschäftspartner folgten ihm kurz darauf. Degen und seine Mitchefts hinterliessen mit ihrem Abgang, nachdem sie die deutschen Partner rausgedrängt hatten, eine Geisterfirma.

Die beiden Deutschen Ott und Gellner allerdings fragten sich: Wo ist unser Kapital geblieben? Am 19. November 2020 verfügte die eSquad AG laut Kontoauszügen noch über 72 654.89 Franken. Ott und Gellner, noch immer Aktionäre bei eSquad, sagen, sie hätten keine Ahnung, was mit ihrem Anteil von 35 Prozent passiert sei. «Wir haben keine Einsicht mehr in die Bücher unserer Firma.»

#### Neue Firma, gleicher Zweck

Fast zeitgleich mit seinem Weggang aus dem VR der eSquad AG zog Degen eine neue Firma auf. Die Brame E-Sports AG wurde am 4. Februar 2021 ins Handelsregister des Kantons Schwyz eingetragen. Ihre Domiziladresse deckt sich mit Degens Privatanschrift. Im Verwaltungsrat amtiert er als Vizepräsident. Der Firmenzweck ist praktisch identisch mit jenem der eSquad AG. Diese sei unterdessen eine «leere Hülle», wie Degen einem Mitgründer schrieb. Im Handelsregister sind keine Zeichnungsberechtigten mehr aufgeführt.

Ott und Gellner versuchen nun, ihre Investition zurückzubekommen. Sie hätten Degen einen Vergleich über 25 000 Franken angeboten. Investiert hatten sie 35 000 Franken.

Degen lehnte ab. Stattdessen will er einen Fussballklub für 16,4 Millionen Franken kaufen. Die Frage drängt sich auf: Warum streitet Degen mit früheren Partnern um eine vergleichsweise überschaubare Summe, während er gleichzeitig über Kapital in zweistelliger Millionenhöhe verfügen will, um einen traditionsreichen Fussballklub zu erwerben?

Zu den Vorwürfen seiner früheren Geschäftspartner will David Degen gegenüber der *Weltwoche* nicht selber Stellung nehmen. Über seinen Berater lässt er ausrichten: «David Degen ist aufgrund verschiedener Vorkommnisse und unterschiedlicher Vorstellungen über die Strategie und die Führung der eSquad AG vor längerer Zeit aus dem Verwaltungsrat zurückgetreten und hat auch seine Anteile in der Höhe von 35 Prozent verkauft. Die Gesellschaft wird von einigen der bisherigen Verwaltungsräte weitergeführt.» Die eSquad AG stehe in keinem Zusammenhang mit der Tätigkeit von David Degen bei der FC Basel Holding AG.

Mittlerweile haben Ott und Gellner eine Zivilklage gegen Degen eingereicht. Am Freitag, dem 23. April, folgte eine Strafanzeige. Die Vorwürfe lauten auf Betrug, ungetreue Geschäftsbesorgung, Veruntreuung und Verletzung von Geschäftsgeheimnissen. Es gilt die Unschuldsvermutung.

#### Sein Übernahmeversuch beim GC

Was auch immer die juristischen Abklärungen ergeben werden: Es wirkt nicht ausserordentlich vertrauenserweckend, wenn der mögliche künftige Besitzer des FC Basel Firmen austauscht wie früher seine Leibchen nach einem Fussballspiel.

Doch auch andere Vorkommnisse werfen ein schummriges Licht auf den Geschäftsmann Degen. Seine Korrespondenz mit einem eSquad-Gläubiger lief über seine E-Mail-Adresse bei SBE Management und datiert vom 7. April 2021. SBE ist die Spielerberatungsfirma, die David Degen mit seinem Bruder Philipp 2016 gegründet hat. Um beim FC Basel einen Interessenskonflikt zu vermeiden, sagte David Degen am 2. April 2021 zur *Basler Zeitung*: «Ich bin nicht mehr bei SBE dabei.» Er wisse nicht einmal mehr, was in der Agentur passiere. Trotzdem benützt er die Firmen-E-Mail-Adresse noch immer.

Im März 2021 wurde publik, dass Degen im April 2019 beim Zürcher Grasshoppers Club einsteigen wollte. Er bestritt die Meldung. «So einen Blödsinn habe ich schon lange nicht mehr gehört», schrieb er auf Instagram. Als die *bz Basel* seinen Brief an GC veröffentlichte, räumte Degen den Übernahmeversuch ein. Dieser war erfolgt, bevor Degen beim FC Basel eingestiegen war.

Was der Geschäftsmann Degen sagt, und was der Geschäftsmann Degen macht, ist offenbar nicht immer deckungsgleich.

# Der Anstoss kam vom Zürichsee

Hinter der berüchtigten «Anpasser-Rede» von Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz stand der freisinnige Nationalrat und Chefredaktor Theodor Gut.

Christoph Mörgeli

Sie gilt als Tiefpunkt der Geschichte des schweizerischen Bundesstaates: die Radiorede, die Aussenminister Marcel Pilet-Golaz (FDP) am 25. Juni 1940 an die Nation gehalten hat. Auch Innenminister Philipp Etter (Konservative Volkspartei), der die deutsche Übersetzung verlas, geriet in den Ruch des Anpassertums ans «neue Europa» unter Nazi-Herrschaft. Tatsächlich bekam das Schweizer Publikum nach Hitlers Blitzsieg über Frankreich Problematisches, Missverständliches zu hören: Man solle der Landesregierung folgen als «einem sicheren und hingebenden Führer, der seine Entscheidungen nicht immer wird erklären, erläutern und begründen können». Weiter: «Die Ereignisse marschieren schnell. Man muss sich ihrem Rhythmus anpassen.» Es gelte «unter allen Umständen» Arbeit zu beschaffen, «koste es, was es wolle», mit einer «teilweisen und stufenweisen Demobilmachung» der Armee. Auch die Aussage, dass man den «alten Menschen» jetzt «ablegen» müsse («Der Zeitpunkt der inneren Wiedergeburt ist gekommen»), sorgte für Irritationen.

Im Nachhinein wollte jedermann ob dieser Radiorede zutiefst erschrocken und erzürnt gewesen sein. Tatsächlich wurde sie damals viel weniger beachtet, als die spätere Bewältigung in Geschichtsschreibung und Medien glauben macht. Aber Pilet-Golaz' Gegner skandalisierten das Ereignis als Beweis für dessen Willen, die Schweiz gleichzuschalten. Aber war Bundesrat Pilet-Golaz wirklich der Ursprung allen Übels? Oder standen hinter ihm Strippenzieher, die ihre Rolle im Nachhinein geschickt verbargen?

## Presseoffizier, Medienzensor

Wer es wirklich wissen wollte, hätte es schon 1970 in der «Geschichte der schweizerischen Neutralität» von Edgar Bonjour nachlesen können: Am späteren Nachmittag des Vortags der berüchtigten Rede besuchte Nationalrat Theodor Gut (FDP) aus Stäfa, Chefredaktor der *Zürichsee-Zeitung*, Etter in dessen Berner Privathaus. Gut versah als Presseemann die delikate Rolle eines Verbindungsoffiziers zwischen dem Bundesrat und der Abteilung Presse und Funkspruch. Er amtierte in den Kriegsjahren als oberster Medien-



«Die Ereignisse marschieren schnell»:  
Aussenminister Pilet-Golaz;  
Nationalrat Gut.

zensor und musste verhindern, dass die Achsenmächte nicht durch allzu nazikritische Artikel verärgert wurden. Gut erläuterte Etter an jenem 24. Juni 1940, er höre aus Kreisen von Armee und Wirtschaft aufgeregte Meldungen seit der Niederwerfung Frankreichs. Man befürchte eine Welle der Arbeitslosigkeit und die wirtschaftliche Abschnürung der Schweiz; manche forderten die sofortige totale Demobilmachung. Etter fasste später die Intervention von Gut so zusammen: «Man erhebe deshalb die dringende Forderung, dass der Bundesrat unverzüglich, ohne irgendwie Zeit zu verlieren, am Radio zur neuen Situation Stellung beziehen sollte. Es dürfe kein Tag und keine Stunde unbenutzt bleiben.»

Unmittelbar nach Guts Besuch setzte sich Bundesrat Etter mit Bundespräsident Pilet-Golaz in Verbindung, der sich sofort bereiterklärte, am Radio zur Bevölkerung zu sprechen. Noch am selben Abend trafen sich die beiden Bundesratskollegen mit Nationalrat Gut und möglicherweise – hier war sich Etter nicht mehr ganz sicher – auch mit Militärvorsteher Rudolf Minger (BGB). In diesem Kreis, zusammen mit dem Initiator Gut, besprach man «den wesentlichen Inhalt der Ansprache». Später bezeichnete es

Etter selber als Fehler, dass der Urheberkreis es unterlassen habe, den Gesamtbundesrat über die bevorstehende Rede zu informieren: «Wir hatten uns offenbar durch die Meldungen, die Herrn Gut aus den Kreisen der Armee (und aus diesen ganz besonders) und aus Kreisen der Wirtschaft zugegangen waren und die eine unverzügliche Kundgebung der Landesregierung nahelegten, zu stark beeindruckt lassen.»

## Pilet-Golaz schwieg zeitlebens

Gut verfasste eine Weisung mit Erläuterungen zuhanden der Redaktionen. Dass er auch inhaltlich auf die «Anpasser-Rede» eingewirkt hat, hielt Bonjour in seiner Neutralitätsgeschichte 1970 fest: Demnach sollen die «evangelischen Passagen» – vor allem jene der Wiedergeburt des neuen Menschen – auf Gut zurückgehen. In der zweiten Ausgabe hat Bonjour diese Aussage indes gestrichen. Es liegt nahe, dass zwischenzeitlich Guts Sohn, FDP-Nationalrat Theodor Gut junior, interveniert hat in der Sorge, es sei rufschädigend, wenn die Familie Gut in den Ruch der Anpasserei gerate. Näheren Aufschluss böte Bonjours Nachlass im Basler Staatsarchiv, doch dieser ist für Neupublikationen noch nicht zugänglich.

Etter hat jedenfalls die schweren Vorwürfe gegen Pilet-Golaz bedauert, zumal wegen Ereignissen, die nicht auf dessen eigene Initiative zurückzuführen waren, «vielmehr ihm gegen lange eigene Widerstände von anderen Kreisen aufgedrängt» wurden. Es zeuge von Pilet-Golaz' Grösse, dass er beharrlich verschwiegen habe, dass die Urheber der Anpasser-Rede aus «seinen eigenen Kreisen» stammten. Damit spielte Etter zweifellos auf Pilet-Golaz' Parteifreund Gut an. Dass der Waadtländer so ziemlich der alleinige Sündenbock blieb, war auch das Glück von Guts Nachkommen: Gut junior wurde ebenfalls FDP-Nationalrat und Chefredaktor der *Zürichsee-Zeitung*, sein Enkel Ulrich E. Gut amtierte als FDP-Kantonsrat und kurzzeitig als Chef der familieneigenen Zeitung, während Ehefrau Ursula Gut-Winterberger als freisinnige Regierungsrätin politisierte.

Thomas Zaugg: Bundesrat Philipp Etter (1891–1977). Eine politische Biografie. NZZ Libro. 768 S., Fr. 48.–

# HERODOT



Nach mehr als 240 000 Toten und Kosten von mehr als 2 000 000 000 000 (zwei Billionen) Dollar blasen die USA zwanzig Jahre nach dem 11. September 2001 ihren erfolglosen Afghanistan-Feldzug ab. 99 Prozent der Toten waren Afghanen, mehr als die Hälfte davon Zivilisten. Neben 2300 toten Soldaten haben die USA auch über 20 000 Verletzte zu beklagen. Die Zahl der verletzten und verstümmelten Afghanen dürfte eine Million übersteigen; gezählt hat sie niemand. Die finanziellen Lasten trugen die amerikanischen Steuerzahler. Der längste Krieg in der Geschichte der USA endet wie diejenigen in Indochina, im Irak und in Libyen im totalen Fiasko. Die Taliban werden – gestärkt durch den Nimbus, die (einstweilen noch) grösste Supermacht besiegt zu haben – an die Macht zurückkehren. Dieser Ausgang des amerikanischen Abenteuers am Hindukusch war aufgrund der Geschichte einiger-massen voraussehbar, ebenso wie das doppelbödige Verhalten des offiziell mit den USA verbündeten Pakistan, welches den Taliban als Hinterland diente und Osama Bin Laden in einer pakistanischen Garnisonsstadt versteckte. Aber die Geschichte hat in den USA einen geringen Stellenwert (zunehmend leider auch bei uns). Wer sie ignoriert, ist gemäss Karl Marx dazu verdammt, sie als Farce zu wiederholen.

Seit Jahrhunderten gilt das gebirgige Binnenland am Hindukusch als praktisch uneinnehmbar. Die Briten sind auf dem Höhepunkt ihrer kolonialen Machtentfaltung an den Stammeskriegern gescheitert und begnügten sich schliesslich damit, lediglich die östlich des Khyber-Passes gelegenen Paschtunen-Gebiete ihrem indischen

Kolonialreich anzugliedern. Gut hundert Jahre später versuchte die Sowjetunion, den jahrhundertalten Traum eines Zugangs zum Indischen Ozean via Afghanistan zu realisieren. Ihre blutige Niederlage war nach Ansicht mancher Experten die wichtigste Einzelursache ihres Untergangs wenige Jahre später. Ironischerweise hatten die USA durch die Mobilisierung und Ausrüstung fanatischer Gotteskrieger aus der ganzen arabischen Welt wesentlich zu dieser Niederlage beigetragen. Sie nährten ihre Gegner für den nächsten Krieg an der eigenen Brust, wie einst Stalin während des Zweiten Weltkriegs. Dasselbe taten sie mit ihrer Unterstützung von

*Der Widerstand der Afghanen zeigt, dass ein gebirgiges Binnenland seine Freiheit erfolgreich verteidigen kann.*

Saddam Hussein in dessen Krieg gegen den Iran (1980–1988). Mit Saddams Sturz 2001 trieben sie dann den Irak in die Arme des Iran, was Letzterem schliesslich ermöglichte, seinen Einflussbereich bis ans Mittelmeer auszudehnen. Auch diese Geschichtslektion, dass sich ein Pakt mit dem Beelzebub zur Austreibung des Teufels nicht lohnt, scheinen die USA nie zu lernen.

Während die USA sich in einem kostspieligen und erfolglosen Krieg nach dem andern erschöpfen und ihr internationales Prestige verspielen, baut im Reich der Mitte ihr nächster Feind mit Umsicht seine militärische Macht aus, bis er dem alten Hegemon ebenbürtig oder gar überlegen sein wird. Bereits hat US-Aussenminister Antony Blinken die Verteidigungsgarantie für Taiwan relativiert. Fällt Taiwan, wird ganz Ostasien das Vertrauen in den amerikanischen Verteidigungsschirm verlieren und

vor China zu Kreuze kriechen. China ist sich der Geschichte und ihrer Lektionen sehr wohl bewusst und versteht es, seine Stunde abzuwarten. Es besteht die ernsthafte Gefahr, dass die weltpolitische Dominanz der USA keine hundert Jahre dauern wird. Dies sollte die Schweiz zur rechtzeitigen Rückbesinnung auf ihre bewährte Neutralität veranlassen. Der erfolgreiche Widerstand der Afghanen gegen fremde Mächte, die sie beherrschen wollen, zeigt – bei allen ideologischen Differenzen –, dass auch heute noch ein gebirgiges Binnenland seine Freiheit erfolgreich verteidigen kann.

Nach dem 11. September 2001 hatte sich die Schweiz wie ihre Nachbarn verpflichtet gefühlt, den USA ihre Solidarität zu zeigen. Immerhin tat sie dies nicht mit Truppenkontingenten, sondern mit Entwicklungszusammenarbeit. Dabei mussten mehrere Millionen an Steuergeldern allein für den Schutz der entsandten Schweizer aufgewendet werden. Mit dem Abzug der US-Truppen dürfte auch unser Engagement in absehbarer Zeit ein Ende finden. Dafür werden bald Tausende Afghanen bei uns Asyl suchen. Auch bei unzulänglich begründeten Gesuchen wird an eine Heimschaffung kaum zu denken sein, denn die Taliban würden mit ihren Gegnern kurzen Prozess machen und sie nicht bloss in ein Umerziehungslager stecken. Die Nachwehen des westlichen Engagements am Hindukusch werden auch bei uns noch lange nachhallen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

# «Systemischer Rassismus ist ein Mythos»

Joe Biden wirft der amerikanischen Polizei vor, sie sei von Rassismus durchsetzt. Für die Polizei-Expertin Heather Mac Donald liegt die Krise bei der Gewalt Schwarzer gegen Schwarze.

Urs Gehriger

**D**iesmal konnte es der medienscheue US-Präsident nicht erwarten, vor die Kameras zu treten. Kaum war der ehemalige Polizeibeamte Derek Chauvin letzte Woche des Mordes an George Floyd schuldig gesprochen, diagnostizierte Joe Biden, die Nation leide an einer grausamen Krankheit.

«Es war ein Mord am helllichten Tag, und er riss der ganzen Welt die Scheuklappen herunter, so dass sie den systemischen Rassismus sehen konnte – den systemischen Rassismus, der ein Schandfleck in der Seele unserer Nation ist.»

Systemischer Rassismus ist eines von Bidens zentralen Themen, das er bereits im Wahlkampf bespielte und in seiner Inaugurationsrede prominent platzierte. Nun nahm er den Fall von George Floyd zum Anlass und bezeichnete die Polizei als «Knie im Nacken der Gerechtigkeit für schwarze Amerikaner». Als handle es sich bei der gesamten amerikanischen Strafverfolgungsbehörde um eine Art rassistische Tötungsmaschine.

Die Zahlen lassen aufhorchen: Der Anteil der Afroamerikaner an der US-Gesamtbevölkerung beträgt bloss 12 Prozent. Doch ein Drittel aller Gefängnisinsassen landesweit sind schwarz. Die Anzahl Fälle von getöteten Schwarzen ist überproportional hoch. Schwarze werden deutlich häufiger von der Polizei kontrolliert als Weisse.

## «War on Cops»

Für Biden und linke Kritiker ist dies ein Beleg dafür, dass in der Polizeibehörde eine «systemische» Voreingenommenheit gegenüber Afroamerikanern herrsche.

Polizeiexpertin Heather Mac Donald widerspricht: «Der Vorwurf des systemischen Polizeirassismus ist ein Mythos.» Mac Donald ist Forschungsbeauftragte am Manhattan Institute und Autorin des *New York Times*-Bestsellers «The War on Cops». Sie zählt zu Amerikas führenden Experten für Strafjustiz mit jahrzehntelanger Front-Erfahrung in den kriminellen Hochburgen des Landes.

«Die Bevölkerungszahl ist der falsche Referenzwert für die Bewertung von polizeilichem Verhalten», sagt sie im Gespräch mit der



«Bei der derzeitigen Rhetorik gibt es keine Lösung»: Juristin Mac Donald.

*Weltwoche*. «Die korrekte Referenzgrösse ist die Kriminalitätsrate.» Und die sei im schwarzen Bevölkerungsteil extrem hoch.

In New York City zum Beispiel stellen Schwarze etwa 23 Prozent der Stadtbevölkerung, begehen jedoch 75 Prozent aller *drive-by shootings*. Weisse stellen 34 Prozent der New Yorker Bevölkerung, sie verursachen weniger als 2 Prozent aller Schiessereien. In Chicago zeigt sich ein ähnliches Bild. Schwarze und Weisse machen jeweils etwas weniger als ein Drittel der Stadtbevölkerung aus. Schwarze begehen 80 Prozent aller Schiessereien und Tötungsdelikte. Weisse rund 1 Prozent.»

New York und Chicago gehören landesweit zu den Hotspots der Kriminalität. Aber das Muster in Amerikas Ballungszentren sei ein ähnliches, erklärt Mac Donald: «In den 75 grössten Bezirken der USA, in denen der grösste Teil der Bevölkerung wohnt, begehen Schwarze rund 60 Prozent aller Gewaltverbrechen, obwohl sie dort lediglich 15 Prozent der Bevölkerung ausmachen.» Die Polizisten suchten die Konfrontation mit Schwarzen nicht, sagt Mac Donald. «Sie

gehen dorthin, wo Kriminaldelikte geschehen. Es ist der Alltag, der ihnen durch die Realität aufgezwungen wird.»

## Selektive Berichterstattung

Und dennoch ist da eine lange Reihe von Namen vorwiegend schwarzer Männer, deren Schicksal das Land aufwühlt: Eric Garner. Michael Brown. Walter Scott. Alton Sterling. Philando Castile. George Floyd. Und jüngst

«Niemand hat den Namen von Tony Timpa gehört, weil er weiss ist und nicht in das Narrativ passt.»

Daunte Wright. Ihnen gemeinsam ist, dass sie schwarz sind und durch weisse Cops ihr Leben verloren haben. Gemeinsam ist ihnen, dass ihr Tod über Amerika hinaus Schlagzeilen machte – und massive Proteste auslöste, organisiert von Gruppen wie Black Lives Matter.

Mit jedem neuen Fall verdichtet sich der Eindruck, Amerika leide unter einer Epidemie von

rassistisch motivierten Erschiessungen von Schwarzen durch die Polizei. «Dieser Eindruck ist eine optische Täuschung», insistiert Mac Donald. «Er wird durch selektive Medienberichterstattung erzeugt.»

Mac Donald erinnert daran, dass weisse Amerikaner ihren eigenen «George Floyd» zu beklagen hätten. Er hiess Tony Timpa. Der weisse Mittdreissiger starb 2016 in Dallas, Texas, unter ganz ähnlichen Umständen wie Floyd in Minneapolis. Er sagte dreissig Mal, als er festgehalten wurde: «Ich kann nicht atmen, ihr bringt mich um.» Er war mit Drogen vollgepumpt und war schizophran. «Die Polizisten scherzten über seinen Geisteszustand, während sie ihn festhielten, und er starb», so Mac Donald. «Niemand in den Vereinigten Staaten hat den Namen von Tony Timpa gehört, weil er weiss ist und nicht in das Narrativ passt.»

Der einseitige Medienfokus auf jeden toten Schwarzen, der durch weisse Polizisten getötet wird, prägt die öffentliche Meinung nachhaltig. Ein Drittel bis die Hälfte der linken Amerikaner glauben gemäss einer von Skeptic.com erstellten Umfrage, dass «tausend oder mehr» unbewaffnete Schwarze jährlich von weissen Polizisten getötet werden. In Wirklichkeit waren es im Jahr 2019 gemäss Statistik der *Washington Post* genau zwölf. Im vergangenen Jahr waren es achtzehn.

### Woher diese massive Zunahme?

Das wirklich dramatische Problem sei die Kriminalität unter den Schwarzen selber, sagt Mac Donald. Es sei ein Thema, über das kaum jemand sprechen wolle. «Schwarze im Alter zwischen zehn und 43 Jahren sterben dreizehnmal so häufig an Tötungsdelikten wie Weisse. Wer tötet sie? Nicht die Polizisten, nicht andere Weisse, sondern andere Schwarze.»

Ungeachtet dieser Fakten wiederholte Barack Obama nach dem Schuldspruch gegen den weissen Cop Derek Chauvin im Fall George Floyd die gleiche Litanei, die er während seiner Präsidentschaft vorgetragen hatte: Dass «Millionen» schwarze Amerikaner «in Angst leben, dass ihre nächste Begegnung mit den Strafverfolgungsbehörden ihre letzte sein könnte».

Dass die Zahl der Tötungsfälle von Schwarzen so hoch sei, habe nicht «mit rassistischer Voreingenommenheit in unserem Strafrechtssystem» zu tun, wie Obama behauptet, sondern mit der Gewalt unter Schwarzen, unterstreicht Mac Donald. Die Todeszahlen durch Delikte unter Schwarzen schiessen derzeit gerade wieder in die Höhe. «2020 gab es den grössten prozentualen Anstieg an Tötungsdelikten in der Geschichte der USA. Es gibt Städte, in denen die Zahl um 100 Prozent gestiegen ist.»

Woher kommt die massive Zunahme? Mac Donald spricht von einem Minneapolis-Effekt. «Die Anti-Cop-Rhetorik nach dem Tod von George Floyd im Mai 2020 wurde noch

schiller und wurde von jeder Institution der Mainstream-Gesellschaft verstärkt. Polizisten wurden während der Unruhen rücksichtslos, manchmal mit tödlichen Folgen angegriffen. Die Strafverfolgungsbehörden erhielten keine Unterstützung durch das politische Establishment der Demokraten.» Die Folge: Die Polizei zieht sich zurück, um sich weniger der Kritik wegen angeblich rassistischen Verhaltens auszusetzen.

Während Linke die Budgets der Polizeikräfte kürzen oder die Polizei sogar ganz abschaffen wollen, sei die Stimmung in den kriminellsten Regionen eine komplett andere, sagt Mac Donald. «Eine Umfrage nach der anderen zeigt, dass bis zu 80 Prozent der Schwarzen entweder mit der Anzahl Polizisten in ihrer Nachbarschaft zufrieden sind oder sich mehr wünschen.» Sie besuche regelmässig Polizei-Gemeindetreffen in Central Harlem, in Central Brooklyn, in South Central Los Angeles, in der South Side von Chicago, schildert Mac Donald. Jedes Mal höre sie, wie die Anwohner die Polizei anflehten, mehr gegen die Gewalt in ihren Vierteln zu tun.

Die Polizei stehe vor einem Dilemma. Wenn sie auf die Bedürfnisse der schwarzen Gemeinschaft reagiere, schossen die Anhalte- und Verhaftungsdaten von Schwarzen in die Höhe – was dazu führe, dass Politaktivisten und Medien ihre Polizeiarbeit als «rassistisch» anprangerten und Polizisten verklagt würden.

Wie müsste eine konstruktive Lösung aussehen, um aus diesem Teufelskreis auszubrechen? «Bei der derzeitigen Rhetorik gibt es keine Lösung», sagt Mac Donald. «Die Rekrutierung ist fast unmöglich geworden. Die Polizisten verlassen ihren Beruf in Scharen.»

Das Interview mit Heather Mac Donald auf Englisch ist nachzulesen auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)



## Dämmerung in der Wirtschaft

Kurz bevor Guy Parmelin zu Ursula von der Leyen reiste, widmete die SRF-Wirtschaftssendung «Eco» dem Rahmenabkommen einen Schwerpunkt. Im Studio: Christoph Mäder, Präsident von Economiesuisse. Wer erwartet hatte, dass SRF gemeinsam mit dem Wirtschaftsverband dem Bundespräsidenten die Hölle heiss machen würde, bevor dieser nach Brüssel reiste, wurde eines Besseren belehrt.

«Eco» gab den Kritikern des Rahmenabkommens viel Raum. Urs Wietlisbach, Mitgründer der erfolgreichen Private-Equity-Gesellschaft Partners Group und Mitinitiant der Rahmenabkommen-Kritiker-Vereinigung Kompass/Europa, legte dar, dass es der Schweiz so gut gehe, weil sie «ein besseres System» als die EU habe: direkte Demokratie und Föderalismus. Mit dem Rahmenvertrag würden solche Vorteile verschwinden. Hans-Peter Zehnder, Präsident des Industrieunternehmens Zehnder Group und in der Führungsequipe der Wirtschaftsvereinigung Autonomiesuisse, sieht mit dem Rahmenabkommen die Souveränität der Schweiz in Gefahr, ihre Wirtschaft besser zu gestalten als die EU. Und Marco Sieber, Präsident des Klebstoffherstellers Siga, erklärte, dass das angebliche Problem mit den Zertifizierungen bei Exporten in die EU so schlimm nicht sei – die Kosten seien vernachlässigbar.

### Erfrischend entspannte Töne

Die grosse Überraschung war dann der Live-Auftritt des Economiesuisse-Präsidenten. Mäder gab Parmelin keine Direktive mit auf den Weg, das Abkommen auf jeden Fall zu retten. Er müsse halt schauen, ob es auf politischer Ebene – anders als bei den vorangehenden technischen Verhandlungen – eine Lösung für die offenen Fragen gebe. Er wünsche sich, dass dies der Fall sei, aber das Abendland gehe auch nicht zugrunde, wenn die Schweiz den Vertrag nicht unterschreiben könne. Wie ein neutraler Beobachter erläuterte Mäder, dass es halt in der Wirtschaft unterschiedliche Gewichtungen gebe, was die Fragen der Souveränität und ihres drohenden Verlusts angehe.

Nach dem jahrelangen Trommelfeuer von Economiesuisse für das Abkommen waren es erfrischend entspannte Töne.

Florian Schwab

# Manager-Sozialismus

Manager machen es sich bequem. Man ist grün und ethisch. Der Gewinn zählt weniger. Das Nachsehen haben die Eigentümer.

Beat Gygi

**C**redit Suisse und CO<sub>2</sub> – zweimal C, wo ist der Zusammenhang? Bei der Grossbank hat sich in diesen Monaten besonders deutlich gezeigt, wie ungehindert Manager mit schlechtem Leistungsausweis sich auf Kosten der Eigentümer, der Aktionäre, bereichern können. Übergriff aufs Vermögen anderer – legal.

Vor der Abstimmung zum CO<sub>2</sub>-Gesetz haben sich Manager in den Abstimmungskampf eingeschaltet, um die Umverteilung von Geld – also von Bürger-Eigentum – zu ihren Gunsten zu verstärken. Im Zentrum des CO<sub>2</sub>-Gesetzes, über das am 13. Juni abgestimmt wird, steht ein Geldtopf, der pro Jahr gut eine Milliarde Franken an Subventionen ausschüttet, finanziert durch CO<sub>2</sub>-Abgaben, die der Staat den Bürgern vorher aus der Tasche zieht. Der Branchenverband der Banken, die Bankiervereinigung, weibelt für ein Ja, zusammen mit weiteren grossen Verbänden feuert er zum Übergriff auf anderer Eigentum an – legal.

Thomas Matter, Bankier und Nationalrat (SVP, Zürich), hat kürzlich dargelegt, dass all diese Manager sich eigentlich aus einer Kasse bedienen, die nicht ihnen gehöre, «wie das eben die Sozialisten so machen». Manager-Sozialisten nennt er sie. Ihre Spezialitäten sind Vergemeinschaftung des Aktionärsvermögens und Vergemeinschaftung des Bürgervermögens – Dein ist Mein.

Wie konnte es so weit kommen in der Schweiz, wo das Privateigentum ein Pfeiler der Rechtsordnung ist, dass Manager Sozialismus betreiben? Das gilt nicht nur für die Finanzbranche. Bei Implenja, dem grössten Baukonzern der Schweiz, erreichten die Verwaltungsratsgehälter und die Managerboni für 2020 Superwerte in einem der schlechtesten Geschäftsjahre der Firma mit Verlust und Aktienkurseinbruch. Anderes Beispiel: Ein Patron, Chef und Eigentümer, sucht einen Nachfolger für die Geschäftsleitung seines Unternehmens, eines kleineren Distributors in der Industrie. Mit vier Kandidaten hat er gesprochen und bei allen die gleiche Krankheit festgestellt: Die Bewerber waren vor allem an grosszügigen Boni mit Absicherung gegen

unten interessiert, ohne grosse Folgen für sie, wenn das Geschäft schiefgehen sollte. Alle vier kommen aus Grossunternehmen.

Moment, da haben die grösseren und grossen Unternehmen doch eine in langen Jahren perfektionierte Corporate Governance der guten Unternehmensführung eingerichtet, die Verantwortlichkeiten zuordnen und für die richtige Lohnpolitik sowie das richtige Verhalten der Manager sorgen soll. Der «Swiss Code of Best Practice for Corporate Governance» nennt für Aktiengesellschaften die Spielregeln, deren Einhaltung ein gutes Verhältnis ermöglichen soll zwischen den Eigentümern der Firma und den Managern, die in deren Auftrag handeln.

Das ist eine Illusion, die Aktiengesellschaft funktioniert nur mangelhaft. Im Grunde genommen hat sich die ganze Entwicklung der

## *Die Corporate Governance hat sich zu einem Spiel für Manager und Verwaltungsräte entwickelt.*

Corporate-Governance-Regeln zu einem erfolgreichen Spiel der Manager und Verwaltungsräte gegen die Eigentümer entwickelt. Die Regeln wurden schliesslich so ausgestaltet, dass Manager und Verwaltungsräte heute der Verantwortung auf vielfältige Weise ausweichen können und bei schlechten Leistungen kaum bestraft werden. Damit wurde Sozialismus, «Dein ist Mein», legal gemacht, vor allem mit folgenden Tricks:

**1 — Die Ziele der Firmenführung unklar und vieldeutig machen:** Was sollen die Manager im Rahmen ihres Auftrags für die Eigentümer erreichen? Eine klare Antwort wäre: Schauen, dass die Firma gut arbeitet und Gewinn macht. Der amerikanische Ökonom Milton Friedman schrieb in seinem legendären Aufsatz von 1970, die soziale Verantwortung eines Unternehmens sei, Gewinn zu machen, im Rahmen des geltenden Rechts, das sei für alle am besten. Diese Sicht wurde dann als kalte, einseitige Ausrichtung auf den Eigentümer, den Shareholder-Value, verschrien. Rasch kam



*Paradies für Jongleure.*

das Gegenmodell mit dem Stakeholder-Value auf: alle Stakeholder möglichst gut zufrieden-zustellen – Kunden, Belegschaft, Lieferanten, Politik, soziale Welt, Umweltbelange, Ethik. Man schaut also nicht nur Gewinn oder Verlust an, sondern auch Umweltschutz und Soziales, Diversität, Inklusion, Nachhaltigkeit. Über die Gewichtung kann dann endlos gestritten werden, Managerleistungen sind so nicht mehr klar beurteilbar. Ein Paradies für Jongleure. Wer einen extrem unklaren, zu Schaum verquirlten Zielkatalog lesen will, kann den Vergütungsbericht der Credit Suisse zur Hand nehmen.

**2 — Möglichst viele Gremien einrichten:** Für jeden Problembereich gibt es in der modernen Corporate Governance im Verwaltungsrat einen Ausschuss: für Risiken, für Überwachung, für Personalsuche, für Finanzen, für Entlohnung. Jede Gruppe ist immer nur für ein begrenztes Problem verantwortlich. Und im Gremium selber wird per Abstimmung entschieden, so dass die Verantwortung von Verwaltungsräten nochmals zerstückelt wird, geteilte Verantwortung ist keine Verantwortung. Alle können sich hinter Detailfragen und hinter dem Kollektiv verstecken. Die Manager, die eigentlich überwacht werden sollten, erhalten so viel Spielraum. Und das Beste: Die Verwaltungsräte lassen sich versichern gegen das Übernehmen von Verantwortung, Ver-

sicherungen für «Directors and Officers» sind üblich, wenngleich sie angesichts der Risiken sehr teuer geworden sind, auch dies geht auf Kosten der Eigentümer.

**3 — Externe Berater beiziehen:** Beschlüsse von Führungsgremien wirken weniger anfechtbar, wenn sie nach allen Regeln der Kunst getroffen werden. Wer Berater beizieht, scheint um bestmögliche Entscheidungsgrundlagen bemüht zu sein und kann die Entscheide je nachdem mit den Ratschlägen der Spezialisten begründen. In der Frage der Managerlöhne haben sich Honorarberater etabliert, die durch Branchen- und Firmenvergleiche einen Eindruck von Objektivität erzeugen. Sie waren damit Teil der Koalition, die Corporate-Governance-Regeln zum Legitimierungsinstrument für hohe Entschädigungen machte.

**4 — Verwaltungsräte von der Firma abhängig machen:** Lange nicht alle Verwaltungsräte könnten auf ihre Stelle verzichten, ohne dass es ihnen vermögensmässig weh täte. Also arrangieren sie sich im Notfall mit den Verhältnissen in der Firma, sagen ja. Wer pro Jahr für ein paar Sitzungen 350 000 Franken erhält, wie etwa bei der Credit Suisse, wird im eigenen Interesse nicht so rasch das Spiel verderben.

Mit der Klimapolitik eröffnen sich der Koalition von Verwaltungsräten und Managern viele neue Möglichkeiten, ihre Stellung auf Kosten der Eigentümer zu verbessern und eigene Interessen zu verfolgen. Vor allem der erste Hebel, «die Ziele unklar und vieldeutig machen», wird länger. Denn neben die wirtschaftliche Erfolgsgrösse in Form des Gewinns treten zunehmend Nachhaltigkeitsziele und -vorschriften.

«Der Greta-Effekt erreicht den Bonus», titelte vor gut einem Jahr die *Finanz und Wirtschaft*: Um den Aufruf des BlackRock-Chefs Larry Fink ging es, wonach die Finanzanlagen auf nachhaltig zu polen seien. Als weltweit grösster Vermögensmanager sprang er auf einen Zug auf, der in der EU zu rollen beginnt. Die sogenannte Taxonomie-Verordnung der EU verlangt, dass alle wirtschaftlichen Tätigkeiten und Investitionen nach dem Grad ihrer Nachhaltig eingestuft werden. Welche sind grün (gut, gibt Förderung), welche mittelgut, welche braun (schlecht, fossil, CO<sub>2</sub>, Verschmutzung, wird belastet)? Die Liste ist riesig.

Das erreicht auch die Schweiz. Überall sollen jetzt die Nachhaltigkeitsziele 2030 der Uno-Agenda in Gesetze Eingang finden. Der Bund will die Regulierung der Finanzbranche schleichend auf grün trimmen und die Branche will ihm dabei sogar helfen - wie früher beim Einführen des automatischen Informationsaustausches, die auch auf Kosten der Eigentümer erfolgt war. Aber klar, wenn das Nachhaltigkeitskochbuch wichtiger wird als Renditen, können sich Vermögensmanager der Kontrolle durch die Eigentümer leichter entziehen.

## Ausgeblendet

In London habe ich mit 100 000 Menschen gegen den Lockdown demonstriert. Die Medien schauten weg.

James Delingpole



«Wir müssen jetzt handeln»: Protest in London.

Wenn es in der Hauptstadt eines Landes eine grosse Protestdemonstration gibt und die Medien nicht darüber berichten, heisst das dann, dass die Veranstaltung überhaupt nicht stattgefunden hat? Vielleicht habe ich das alles ja nur halluziniert, aber für meine Begriffe war die Demonstration in London am vergangenen Samstag ausgesprochen real. Zehntausende zogen durch die Londoner Innenstadt, um gegen den Corona-Lockdown und die geplante Einführung von gänzlich undemokratischen «Impfpässen» zu protestieren.

### Kein Vertrauen in Mainstream-Medien

Wir waren ein bunter Haufen – alle Hautfarben waren vertreten, alle Schichten und Altersstufen (darunter ein Hundertjähriger), viel «diverser» als eine dieser «Black Lives Matter»-Demonstrationen von weissen Mittelschichtsangehörigen. Und es waren wirklich viele, nach meiner Schätzung hunderttausend, vielleicht noch mehr, jedenfalls die bislang grösste Demonstration im Vereinigten Königreich in diesem Jahr. Aber die BBC und die Presse ignorierten uns oder bezeichneten uns als spinnerte Verschwörungstheoretiker, die eine Gefahr für den Nationalen Gesundheitsdienst darstellen, oder behaupteten wegen eines unbedeutenden Zwischenfalls am Ende der Veranstaltung (der nichts mit dem eigentlichen Protest zu tun hatte), es sei Gewalt gegen Polizisten ausgeübt worden.

Ich habe schon lange kein Vertrauen mehr in die Mainstream-Medien, aber das war unfassbar. Es bestätigte mir, dass unsere Presse von der Regierung gekauft ist (der Staat ist der

wichtigste Werbekunde, etwa 200 Millionen Pfund wurden bislang für Propaganda ausgegeben) und dass die Medien einfach nicht die Wahrheit berichten, wenn sie dem staatlichen Corona-Narrativ widerspricht.

Seit Monaten ist das Land im Lockdown. Und obwohl viele Menschen sich haben weismachen lassen, dass dies eine notwendige und angemessene Reaktion auf die «Pandemie» ist, haben immer mehr Briten genug davon. «Nie mehr Lockdown» lautete eine der Parolen des Schauspielers Laurence Fox, Kandidat für das Bürgermeisteramt, der ganz vorne mitlief, begleitet von seinem 81-jährigen Vater James, einem alten Filmstar. Gegen die einflussreiche Wahlkampfmaschine (beziehungsweise die demografischen Vorteile) des grauenhaft woken Amtsinhabers Sadiq Khan wird er vermutlich wenig ausrichten können, aber zumindest ist er eine seriöse Gegenstimme.

Fox ist einer der skandalös wenigen Politiker, die gegen den zunehmend autoritär agierenden Staat aufbegehren, der sich nach Ansicht etlicher Beobachter in die Richtung eines Überwachungsstaates bewegt, ausgestattet mit einem Sozialkreditsystem nach chinesischem Vorbild. «Wir müssen jetzt handeln, bevor es zu spät ist», sagten viele meiner Mitdemonstranten. Ich sehe das genau so. Unser Land hat sich weit entfernt von dem aufrechten, liebenswürdigen, toleranten und freien Grossbritannien, in dem ich aufgewachsen bin. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, wenn wir unser Land retten wollen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Das zerrissene Herz der Schweiz

Der Herger-Hof in Altdorf ist Schauplatz eines Glaubenskrieges um Corona. Die Front verläuft quer durch die Parteien und Generationen.

Alex Baur

**D**ass nicht alle Altdorfer begeistert sein würden, war absehbar. Aber gleich so? Franz-Xaver Herger kratzt sich nachdenklich am Kopf. Nein, das hatte der 49-Jährige nicht erwartet. Wenn alte Bekannte einem plötzlich aus dem Weg gehen, den Blick senken, um nicht zu grüssen; wenn man sogar seinen Söhnen zu spüren gibt, dass sie auf Distanz bleiben sollten – so etwas hatte er noch nie erlebt.

«Wenn früher täglich 200 Kunden in unseren Hofladen kamen», sagt seine Frau Doris, «waren es plötzlich nur noch fünfzig.» Das habe sich nach ein paar Tagen zwar mehr als ausgeglichen. Als die Boykottaufrufe gegen den Herger-Hof in den Medien landesweit kolportiert wurden, kauften viele erst recht bei Hergers ein. Aus der halben Schweiz kommen sie seither angereist, um den Bauern ihre Solidarität zu bekunden. Das ist zwar nett, aber es war nie ihr Ziel. Eigentlich möchten die Hergers vor allem für den lokalen und regionalen Markt produzieren.

Franz-Xaver und Doris Herger sind bestens in Altdorf verwurzelt. Beide sind auf einem Bauernhof aufgewachsen, haben die Bergwirtschaft gleichsam mit der Muttermilch aufgesogen. Er in Uri, sie in Nidwalden. Vor gut zwei Jahrzehnten heirateten die beiden und übernahmen den Hof von Franz-Xavers Mutter an der Grenzgasse, sechs Hektaren eigenes Land, dazu vier Hektaren in Pacht. Über den Sommer ziehen sie jeweils mit Sack und Pack auf die Sittlisalp im Schächental, die sich seit Generationen im Familienbesitz befindet.

Bei aller Tradition sind die Hergers mit der Zeit gegangen, sind ihr vielleicht sogar voraus. Sie züchteten neue Viehrassen, stellten um auf naturnahen Anbau und verwandelten ihren Betrieb schliesslich in einen Erlebnishof mit Mutterkuhhaltung, Strohburg und Hofladen. Vor allem Kinder lieben es, die Eier direkt im Hühnerstall einzusammeln und auch mal eine Kuh anzufassen. Der Hofladen floriert, die Einnahmen von der Herberge auf der Sittlisalp runden das Budget ab. Ab und an findet auch ein Jugendlicher, der eine Auszeit braucht, auf dem Hof eine vorübergehende Bleibe.



«Wir lehnen jeden Extremismus ab»: Ehepaar Doris und Franz-Xaver Herger.

Diese Idylle ist seit dem 10. April gestört. Damals demonstrierten mehrere hundert Personen aus der ganzen Schweiz trotz Versammlungsverbot und geballter Polizeipräsenz vor dem Telldenkmal gegen die Corona-Politik. Rund 300 Protestler marschierten gegen 16 Uhr zum 1,5 Kilometer entfernten Herger-Hof, um sich im Hofladen zu verköstigen und Würste zu grillieren. Nach eineinhalb Stunden beendeten die Hergers die Party mit ein paar freundlichen, aber bestimmten Worten.

## Sympathien für den Corona-Widerstand

Als die Polizei an jenem Samstag gegen 19 Uhr mit einem Grossaufgebot in Kampfmontur auf dem Hofgelände einmarschierte, stiess sie nur noch auf ein knappes Dutzend Anwesende, die Familie Herger mit eingerechnet. Nach einem

scharfen Ultimatum verliessen auch noch die letzten Gäste den Platz. Zwei Betrunkene, die zum Hof zurückgekehrt waren, weil sie dort ihren Rucksack vergessen hatten, wurden verhaftet und abgeführt.

Sieht man von einem kurzen Gerangel und einem Pfeffersprayeinsatz der Polizei gegen eine Gruppe von Treichlern vor dem Telldenkmal ab, war es ein friedlicher Tag gewesen. Nichts wurde beschädigt, auch wenn die martialische Polizeipräsenz medial ein anderes Bild vermittelte. Als die Urner Polizei eine Strafanzeige gegen die Hergers ankündigte, war für viele der Fall klar – so dass keiner danach fragte, unter welchem Rechtstitel überhaupt gegen die Bauern ermittelt wird. Das ist nämlich alles andere als klar, wie die Urner Kantonspolizei auf Anfrage der *Weltwoche* einräumen musste.



Tatsächlich hatten die Hergers ihr Land für die ursprünglich bewilligte und vom Aktionsbündnis Urkantone organisierte Demonstration zur Verfügung gestellt. Da die Urner Regierung einen Grossandrang und Verstösse gegen den Maskenzwang befürchtete, widerrief sie die Bewilligung kurzfristig. Doch die Familie Herger hatte nie zu einer Demonstration aufgerufen, sie konnte also auch keine absagen. Ihr Hofladen ist 365 Tage im Jahr offen. Es gab keinen Grund, den Betrieb an jenem Samstag zu schliessen. Wenn die Polizei die Demonstranten schon nicht vertreiben konnte – hätten das etwa die Hergers an ihrer Stelle tun sollen?

Zweifellos hegen Doris und Franz-Xaver Herger Sympathien für den Corona-Widerstand. Sie unterstützen das Referendum gegen

### Zwischen den «Covidioten» und den «Panidioten» liegt ein minenverseuchtes Niemandsland.

das Covid-19-Gesetz, so wie sie die Konzernverantwortungs-Initiative unterstützten. Das Plakat hängt noch an der Scheune. Mit zwei improvisierten A4-Plakätchen hatten sie an jenem Samstag die Protestler willkommen geheissen: «Asyl für politisch verfolgte Corona-Massnahme-Kritiker – kein Zutritt für Medienschaffende, Politiker und Linksextreme». Doch ein Aufruf zu einer unbewilligten Demonstration sieht anders aus.

Doris Herger räumt ein, dass sie das Plakat im Nachhinein etwas anders formulieren würde: «Wir lehnen jeden Extremismus ab, egal ob von links oder von rechts.» Vielleicht war es auch nicht klug, Politiker und Medien auszuschliessen. Es sei eine Reaktion auf Belästigungen von Journalisten am Vorabend der Demo gewesen sowie auf eine Antifa-Aktion auf dem Hofgelände in derselben Nacht.

Dass jetzt sogar ihre beiden Söhne büssen müssen, macht Doris Herger am meisten zu schaffen. Der eine musste in der Folge zehn Tage seiner Lehrstelle fernbleiben, der andere seinem Kollegenkreis. Die Quarantäne wurde verfügt, weil einzelne Arbeits- und Sportkollegen angeblich befürchteten, dass die Herger-Söhne beim Rummel auf dem Hof mit Corona infiziert wurden. Dies ist zumindest die offizielle Version. Man könnte es auch Mobbing nennen.

Hergers verfolgten die Corona-Krise von Anfang an mit kritischem Blick. Als Viehhalter hatten sie den Hype um die Blauzungenkrankheit (2008) und die Schweinegrippe (2009) aus nächster Nähe erlebt. Und sie kamen schnell zum Schluss, dass auch die Gefahr des Coronavirus masslos aufgebauscht wurde. Je eifriger Medien und Politik auf Panik machten, desto grösser wurde ihr Widerwillen. Und diesen teilten sie mit einer alten Bekannten: der Altdorfer Bergbäuerin und Lehrerin Prisca Würigler. Sie

stellte die Verbindung zum Aktionsbündnis Urkantone her.

Prisca Würigler ist neben den drei Ärzten Gianmarco Sala, Lars Flöter und Roman Osusky eine zentrale Figur des Widerstands gegen die Corona-Politik im Kanton Uri. Sie verneint die Gefahr von Covid-19 für die bekannten Risikogruppen keineswegs, findet aber, dass die meisten der von Bern befohlenen Massnahmen mehr schaden als nützen und überdies gegen fundamentale Grundrechte verstossen. Als im letzten Herbst die Maskenpflicht an den Schulen eingeführt wurde, stieg Würigler auf die Barrikaden. Sie weigerte sich rundweg, das Gesicht zu verhüllen, weil sie der Überzeugung ist, dass vor allem bei Kindern die Maske mehr schadet als nützt («Eine Frage des Gewissens», *Weltwoche* Nr. 47/20). Sie nahm dafür in Kauf, ihre Stelle als Lehrerin zu verlieren.

### Nächtliche Plakataktion

Wenn die Masken- und Shutdown-Verfechter darauf zählten, dass die Angst die Bevölkerung einen würde, haben sie sich verspekuliert. Die Zwangsmassnahmen haben vielmehr zu einem Glaubenskrieg geführt, der an den einstigen Kulturkampf zwischen Katholiken und Protestanten gemahnt. Zwischen den «Covidioten», die einen Jahrhundertbetrug wittern, und den «Panidioten», die eine Jahrhundertseuche beschwören, liegt ein minenverseuchtes Niemandsland.

Der Riss geht quer durch alle Bevölkerungsschichten und politischen Parteien; alte Freundschaften gehen in Brüche, Familien werden entzweit. Das gegenseitige Misstrauen mottet irgendwo tief im Untergrund, doch wenn die Feindseligkeiten offen zutage treten, sind sie

von der höchsten Giftklasse. Das wird im kleinen und ländlichen Kanton Uri, wo sich die Menschen viel näher sind als in den Städten und wo irgendwie jeder mit jedem verbandelt ist, besonders spürbar.

So klebten Unbekannte zu nächtllicher Stunde mehrmals Plakate mit Aufschriften wie «Support Your Local Antifa» oder «Jetzt Impfpflicht!» an Hergers Scheune. Prisca Würigler ist überzeugt, auf dem Überwachungsvideo des Ladens das Gesicht einer Plakatkleberin erkannt zu haben, die sie einst eine Freundin nannte: die ehemalige SP-Landrätin Nina Marty. Marty mochte auf Anfrage der *Weltwoche* diesen Verdacht nicht kommentieren. Aber die diplomierte Pflegefachfrau und Mutter macht keinen Hehl daraus, dass sie die «Corona-Leugner» aus tiefstem Herzen ablehnt.

Die Opferrolle stehe den «Rechten, Esoterikern, Verschwörern und Schwurbler» schlecht an, meint Nina Marty: «Demonstrieren ist wichtig, doch die Regeln gelten für alle.» Bei der unbewilligten Kundgebung vor dem Telldenkmal seien fast nur Auswärtige mitmarschiert. Das sei vielen Urnern sauer aufgestossen. Wenn schon, hätten sie in Bern protestieren sollen, wo die Corona-Massnahmen beschlossen werden. Dass viele ihre Kinder mitgebracht hätten, sei verantwortungslos, dass sie die Einkaufsläden ohne Masken überrannten, rücksichtslos.

Dass ausgerechnet sie, die in jungen Jahren als Hip-Hopperin «Fuck the police» gesungen habe, sich heute hinter die Polizei stelle, sei schon ein seltsames Gefühl, räumt Nina Marty ein. Der Bruch habe allerdings schon vor der Demo stattgefunden. Sie habe bereits vor dem 10. April kaum noch bei den Hergers eingekauft. Und das wird wohl eine Weile noch so bleiben.

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Wie kommt der Tourismus wieder in die Gänge?

Ab Montag, 3. Mai, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 10. Mai, täglich um 17.25 Uhr auf

TELEZ

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)



Sponsoringpartner



# Tyrannie der Wehleidigen

Die Wut der Minderheiten und selbsterklärten Opfergruppen wächst, gerade weil unsere Gesellschaft sie so grosszügig und tolerant behandelt.

Norbert Bolz

Seit es kein Proletariat mehr gibt, sind die Linken auf der Suche nach den Erniedrigten und Beleidigten. Die *woke* Jugend hat sie nun gefunden, nämlich sich selbst. Dazu muss man nur lernen, ein Opfer zu sein. Der Opferstatus verleiht in unserer Gesellschaft nämlich die Vorteile einer positiven Diskriminierung. Und es ist natürlich viel bequemer, zu jammern, als sich selbst zu behaupten. Ich fühle mich diskriminiert, ich bin verletzt, ich klage an, ich fordere Wiedergutmachung – oder doch wenigstens Aufmerksamkeit.

Auch wenn es ein Recht gäbe, nicht seelisch verletzt, beleidigt oder gekränkt zu werden, müsste man doch fragen: Wer definiert, was verletzt? *Woke* bedeutet in diesem Zusammenhang: Nur der Betroffene selbst kann entscheiden, ob er diskriminiert oder verletzt worden ist. Das ist aber nichts anderes als die Psychologie verwöhnter, reicher Kinder. Sie sind «erwacht» und müssen deshalb nicht erwachsen werden. Gepflegt werden sie von unseren Bildungsanstalten, die hypersensible Analphabeten produzieren. Sie haben ihre Angst, verletzt zu werden, bis zur Hypochondrie gesteigert. Dass diese *woke* Überempfindlichkeit allmählich in unsere Alltagskultur eindringt, bedeutet wohl, dass die westliche Gesellschaft Hysterie nicht mehr als pathologisch, sondern als normal einstuft.

## Identität ersetzt Ideologie

So hat sich eine Tyrannie der Wehleidigen etabliert, die ihre Aggressivität als Notwehr verkaufen wollen. Sie sind zugleich frustriert und empfindlich. Das ist eine gefährliche Mischung, die die Gefühle vergiftet. Man könnte analog zu «fake news» von «fake emotions» sprechen. Das «Erkenne dich selbst» wird durch ein «Inszeniere dich selbst» ersetzt. Jeder soll sich in seiner Haut wohl fühlen und nicht an Massstäben gemessen werden. Was heute am meisten fehlt, ist das, was Flaubert die Erziehung des Gefühls genannt hat.

Und wie Gefühlsintensität die Vernunft ersetzt, so ersetzt Identität die Ideologie. Die

Identitätspolitik der *woke* Aktivisten erzeugt jedoch nicht Selbstbewusstsein, sondern Hass, Wut und Selbstmitleid. Wir haben es hier mit einem Prozess der Entsublimierung zu tun, an dessen Ende auf jeden Weltsachverhalt empört und beleidigt reagiert wird. Moralisch indigniert zu sein, ist aber die Würde der Dummköpfe. Sie geniessen das Lustgefühl der moralischen Empörung. Und das gilt gerade auch für diejenigen, die sich in Bussritualen und Selbstgeisselungen ergehen. Hier gilt nämlich die grossartige Erkenntnis von Manès Sperber, «dass die Selbstanklage Rechtfertigung, Freispruch und unausgesprochenes Selbstlob verhält».

Wer sich noch gesunden Menschenverstand bewahrt hat, wird versucht sein, all das ironisch zu kommentieren. Doch in der *wokeness* hat es die politische Korrektheit geschafft, unparodierbar zu werden. Durch ihre Allgegenwart und inquisitorische Macht verhindert sie es, als das zu erscheinen, was sie ist: lächerlich. Hinter dem Anspruch, gefühlsmässig authentisch und für das Gute in der Welt engagiert zu sein, steckt nur die Unfähigkeit zur Debatte. Viele *woke* Aktivisten fühlen sich nämlich durch logi-

sches Denken intellektuell belästigt. Weil es zu anstrengend ist, zu denken und zu diskutieren, bezieht man Position und zeigt Haltung.

## Subkultur der Vernunft

Wir haben es hier mit einer Ethik der Tabus und der Kontaktschuld zu tun. Tabuisiert werden bestimmte Gedanken nicht, weil sie falsch sind, sondern, weil es unakzeptabel ist, dass man sie denkt. Die *woke* Linke reagiert auf jede abweichende Meinung mit dem Ausschluss aus der Gemeinschaft der Guten. Ihre Medien werden zum Pranger, und an die Stelle der Kritik tritt das *canceling*. Dabei ist die Umkehr der Beweislast fast schon selbstverständlich geworden: Die Beschuldigung, Sexist oder Rassist zu sein, gilt selbst als Schuldbeweis.

Die Erwachten klagen gegen alle Übel dieser Welt: Sexismus, Rassismus, Klimawandel und soziale Ungerechtigkeit. Aber sie drängen uns auch Heilmittel auf, wie etwa die Identitätspolitik und das Gendern. Man muss wohl glauben, dass irgendwie alles mit allem zusammenhängt – und das nennt man heute «Intersektionalität». Die Champions der *wokeness* akkumulieren ihre Leiden. Tatsächlich aber haben diese Themen einen gemeinsamen Nenner: Man identifiziert sich mit den Verlierern der Geschichte und erklärt der Vergangenheit den Krieg. Das setzt einerseits Alltoleranz voraus, also eine sterile Vorurteilslosigkeit, die aus der Unfähigkeit resultiert, Unterschiede zu sehen. Und es setzt andererseits eine konkrete Verkörperung des Bösen voraus: den alten, weissen Mann. Man könnte von einer Wiederentdeckung der Erbsünde reden. Die Welt zerfällt in Weisse und ihre Opfer.

Politik und Wirtschaft, die dem Zeitgeist den Puls fühlen, haben sich schon angepasst. Nach dem *greenwashing* kommt jetzt das *woke-washing*. Doch die Wut der Minderheiten und selbsterklärten Opfergruppen wächst, gerade weil unsere Gesellschaft sie so grosszügig und tolerant behandelt. Konservative und Liberale haben deshalb die schwierige Aufgabe, die Subkultur der Vernunft gegen die *woke* Taliban der Postmoderne zu verteidigen.



# Die verrückte Geschichte der Familie Tomlinson

Sein Bruder spendete ihm eine Niere. Sein Sohn verdient sein Geld mit dem Springseil. Die ungewöhnlichen Wendungen im Leben von Lakers-Erfolgstrainer Jeff Tomlinson.

Thomas Renggli

Wenn an einem Donnerstagmorgen um drei Uhr in Rapperswil-Jona in einem Wohnquartier plötzlich Feuerwerk in den Himmel steigt und sich über hundert Menschen zu einem spontanen Freudenfest versammeln (und die Polizei trotz Corona wegschaut), muss etwas Besonderes geschehen sein. Das Besondere war vergangene Woche der Sieg des lokalen Eishockeyklubs in Lugano, dessen Qualifikation für das Playoff-Halbfinal und die nächtliche Rückkehr der Mannschaft. Die Fans feierten eine der grössten Überraschungen im Schweizer Eishockey in diesem Jahrhundert und erwiesen einem Mann die Reverenz, dessen Zeit am Lido eigentlich schon zu Ende sein könnte, der in den vergangenen Monaten mehr durchgemacht hat als die Mehrheit seiner Berufskollegen in einem ganzen Leben: Trainer Jeff Tomlinson.



*Sportliches Wunder:* Coach Tomlinson.

## Hoffnungslosigkeit in der B-Liga

Der Deutschkanadier, 51, ist mittlerweile seit sechs Jahren Trainer in Rapperswil – im schnelllebigen Spitzensport eine halbe Ewigkeit. Er übernahm die Lakers in der Hoffnungslosigkeit der B-Liga. Was er seither mit dem Klub an der Peripherie der Eishockey-Landkarte erreicht hat, grenzt an ein sportliches Wunder: Aufstieg 2018, Cup-Sieg 2018 und nun die zweite Halbfinal-Qualifikation der Klubgeschichte. Dabei war man sich im Lido zunächst nicht sicher, ob man mit der Wahl des in der Schweiz weitgehend unbekannteren Kanadiers richtiglag. CEO Markus Bütler erinnert sich: «Es gibt viele bekannte Namen auf dem Trainerkarussell. Aber man wollte bewusst eine frische Kraft.» Tomlinson liess sich mit einem Einjahresvertrag einstellen – für Bütler noch heute ein starkes Zeichen: «Die meisten Trainerkandidaten beharren auf einem Mehrjahresvertrag. Jeff aber stellte sich auf den Standpunkt, dass er zuerst liefern müsse.»

Er lieferte. Aber vor zwei Jahren sah er sich mit einer Herausforderung konfrontiert, die ihn in eine lebensbedrohliche Situation versetzte. Tomlinson leidet an Zystennieren, einer genetisch bedingten Störung der Filteraktivität dieser Organe. Im Oktober 2019 waren die Werte so schlecht, dass eine Transplantation unumgänglich wurde. Sein Bruder Darryl spendete ihm eine Niere. «Er schenkte mir ein neues Leben», sagte Tomlinson später in einem Interview.

Diese Geschichte muss man kennen, um die Dimension des Lakers-Höhenflugs zu verstehen. Denn sie ist auch eine Geschichte der Solidarität und Loyalität. Der Trainer, der weiterhin auf starke Medikamente angewiesen ist und zur Corona-Hochrisikogruppe zählt, musste während der Saison immer wieder eine Auszeit nehmen und den Assistenztrainern Niklas Gällstedt und Sven Berger die Verantwortung überlassen – so auch zu Beginn der Playoffs. Doch vermutlich war es auch diese Situation, die das Team immer mehr zusammenrücken liess. Markus Bütler: «Jeder kennt seine Rolle. Jeder weiss, was zu tun ist.» Er denke, dass die Spieler angesichts des Schicksals ihres Chefs eine erhöhte Opfer- und Kampfbereitschaft entwickeln.

So romantisch die Story auch tönt, ein kitschiges Happyend wird sie kaum haben. Denn schon vor zwei Monaten entschieden Klub und Trainer, nach Saisonschluss getrennte Wege zu gehen – «im gegenseitigen Einvernehmen», wie es im Fachjargon heisst. Tomlinson wäre zwar gerne geblieben. Als ihn der Klub aber nur als einen von diversen möglichen Kandidaten einstuft, zog er sich aus dem Rennen zurück.

Auch wenn es niemand so klar sagte, war dieser Entscheid wohl auch der Gesundheit geschuldet. Arno Del Curto, der erfolgreichste Schweizer Headcoach der Geschichte, der sich mittlerweile vom Eishockey distanziert

hat, sagt: «Wer dem permanenten Druck im Spitzeneishockey standhalten will, muss im Vollbesitz seiner Kräfte sein.» Sonst sei dieser Stress kaum auszuhalten. Wer Tomlinsons verhärtete Gesichtszüge anschaut, kann sich vorstellen, dass der Mann in den vergangenen anderthalb Jahren mehr wegzustecken hatte als die eine oder andere Niederlage.

## Rolf Knie hielt Wort

In Rapperswil wird der scheidende Trainer eine Lücke hinterlassen, die vor allem menschlich kaum zu schliessen ist. Bütler: «Wir haben mit Jeff so viel erlebt, dass uns längst mehr als eine berufliche Beziehung verbindet. Wenn es um ein Menschenleben geht, wird alles andere relativiert.» Der CEO nennt den Headcoach eine «Persönlichkeit mit grossem Charakter, klarer Meinung – aber auch einer höflichen Zurückhaltung». Ähnliches sagt Zirkusunternehmer und Kunstmaler Rolf Knie: «Jeff ist ein grosser Gentleman und ein edler Mensch. Wer so viel durchgemacht wie er, weiss, dass es Wichtiges gibt als den Sport.»

Knie lernte Tomlinson vor ein paar Jahren kennen und liess sich auf eine aussergewöhnliche Wette mit ihm ein. Denn Tomlinsons Sohn Zachary, 20, ist mehrfacher Weltrekordhalter im Seilspringen. Und als die Lakers vor vier Jahren um den Aufstieg kämpften, rang der Trainer dem Zirkusdirektor ein spezielles Versprechen ab: «Wenn wir aufsteigen, gibst du meinem Sohn einen Vertrag als Artist.» Die Lakers stiegen auf, Knie hielt Wort. Und Zach begeisterte das Publikum in der Weihnachtsshow «Salto Natale» mit seinen Sprungeinlagen.

Es ist ein Bild mit Symbolcharakter für die Lakers und ihren Trainer. Denn auch wenn der Halbfinal-Gegner mit Qualifikationssieger Zug erneut klar im Vorteil scheint, können diese Lakers noch weit springen. Arno Del Curto auf jeden Fall wünscht Tomlinson ein versöhnliches Ende in Rapperswil – und vor allem: «Dass er Zeit und Kraft findet, um seine Gesundheit zu stabilisieren. Das ist wichtiger als jedes Eishockeyspiel.» Es ist das Spiel des Lebens.

# «Ich habe die Grenzen ausgelotet»

Nach Jahren in der Regierung wurde Pierre Maudet abgewählt. Im persönlichen Interview blickt er auf seine bewegte Politikkarriere zurück.

Roman Zeller

**P**ierre Maudets Leben begleiten Superlative: Vom «Wunderkind von Genf» war die Rede, dem jüngsten Stadtpräsident Genfs und jüngsten Regierungsrat der Kantons-geschichte. 2017 wollte die «Galionsfigur der Genfer FDP» Bundesrat werden. Er unterlag respektabel seinem Gegenkandidaten Ignazio Cassis.

2018 drehte die Grosswetterlage: Die «Affäre Maudet» sorgte schweizweit für Schlagzeilen. Der Regierungsvertreter reiste 2015 mit seiner Familie nach Abu Dhabi, wo er im Fünf-Sterne-Hotel nächtigte und den Formel-1-Grand-Prix besuchte. Der Prinz des Golfstaates finanzierte diesen Wochenendtrip. Kostenpunkt: rund 50 000 Franken. Dafür wurde Pierre Maudet im November der Vorteilsnahme schuldig gesprochen. Im Oktober wird sich die zweite Instanz mit seinem Fall befassen.

Schlimmer war der politische Schuldspruch: Weil er die Staatsanwaltschaft, die Medien, Regierungskollegen und seine Partei anlog, ging er durchs öffentliche Fegefeuer. Seine Partei, die FDP, schloss ihn aus. FDP-Präsidentin Petra Gössi forderte seinen Rücktritt. Derweil klammerte sich Maudet an sein Amt. Erst eine Verwaltungsintrige bewog ihn zum Rücktritt. Für seine Ersatzwahl kandidierte er umgehend. Die Wiederwahl verpasste er Ende März, weshalb ab Mai eine linke Mehrheit den Kanton Genf regieren wird.

Nach vierzehn turbulenten Jahren zieht er Bilanz. Entspannt sitzt er auf einer Terrasse in Genf. Er habe nicht endlos Zeit, sagt er. Danach müsse er in den Chinesischunterricht.

**Weltwoche:** Herr Maudet, Sie waren vierzehn Jahre lang Regierungsmitglied. Wie lautet Ihr Vermächtnis?

**Pierre Maudet:** Dafür ist es noch zu früh. Vielleicht ist die Geschichte noch nicht fertig-geschrieben.

**Weltwoche:** Was war Ihr Highlight?

**Maudet:** Es gibt viele. Dazu gehört sicher die Reform des Polizeigesetzes, das Stadtpräsidium 2011 und der Besuch des Papstes vor drei Jahren.

**Weltwoche:** Was werden Sie am meisten vermissen?

**Maudet:** Mein Motto war immer: Du musst jeden Tag ein konkretes Problem lösen, etwas, was für die Bevölkerung seh- und spürbar ist. Daran hatte ich Spass, ich war leidenschaftlich gerne Exekutivpolitiker.

**Weltwoche:** Was wird Ihnen nicht fehlen?

**Maudet:** Muss ich ehrlich sein?

**Weltwoche:** Entscheiden Sie.

**Maudet:** (Lacht) Die Leerläufe, die Ineffizienz, die Zeitverschwendung – auch im Parlament. Es war nicht nur die Bürokratie in der Verwaltung, die mich störte. Mir ging alles zu langsam.

**Weltwoche:** Was war die schwierigste Situation, die Sie durchlebten?

**Maudet:** Der Fall Adeline.

**Weltwoche:** Eine Therapeutin, die 2013 von einem Sexualstraftäter getötet wurde, als er auf dem Freigang war.

**Maudet:** Das war das Schlimmste, was ich je erlebte. Der Mann hätte niemals die Möglichkeit haben sollen, überhaupt aus dem Gefängnis gehen zu können. Trotzdem wurde sein Gesuch bewilligt. Ich als Chef unterzeichnete dann zwei Jahre lang jede Urlaubsbewilligung. Ich musste mir jedes Dossier anschauen.

**Weltwoche:** 2015 wurden Sie an den Formel-1-Grand-Prix von Abu Dhabi eingeladen. 2018 wurde die «Affäre Maudet» losgetreten. Wie denken Sie rückblickend darüber?

**Maudet:** Grundsätzlich habe ich damals meinen Job gemacht: Standortförderung von Genf.



„Der neue Chef hat irgendwie alles auf den Kopf gestellt...“

Dass ich die Reise antrat, war vielleicht etwas ungeschickt. Dass ich etwas Strafrechtswidriges getan haben soll, bestreite ich nach wie vor.

**Weltwoche:** Sie wurden wegen Vorteilsnahme verurteilt.

**Maudet:** Im Oktober wird mich die zweite Instanz hoffentlich freisprechen.

**Weltwoche:** Was war das Motiv für diese Reise?

**Maudet:** Genf war für Leute aus Nahost immer wichtig, unsere Stadt ist wie eine Drehscheibe. 2010, 2011 und 2012 hatten wir dann riesige Sicherheitsprobleme, und diese Leute kamen nicht mehr nach Genf. Das war für den Tourismus ein wirtschaftliches Problem. Also suchte ich als Sicherheits- und Wirtschaftsminister den Kontakt zu den Golfstaaten. Das war wichtig. Das war mein Ziel und nur das. Dass weder der Staat noch ich diese Reise bezahlen musste, ist gegenüber dem Steuerzahler korrekt. Ich habe mich in keiner Art und Weise bereichert.

**Weltwoche:** Warum musste unbedingt Ihre Familie mit?

**Maudet:** 2015 war ein schwieriges Jahr. Im März hatte ich die harte Abstimmung über das neue Polizeigesetz. Ich gewann hauchdünn, mit nur 54 Stimmen Unterschied bei 120 000 Stimm-eingaben. Die Polizeigewerkschaft griff mich permanent an. Ich war ständig auf Trab, nie zu Hause. Dann ergab sich diese Reise, im November. Und ich hatte die Möglichkeit, meine Familie mitzunehmen. Also nahm ich sie mit – ich entschied, ohne gross zu überlegen.

**Weltwoche:** Gibt es etwas Positives, was Sie von diesem Wochenendtrip mitgenommen haben?

**Maudet:** Dass die Reise stattfand, war positiv. Sowieso! Dieses Formel-1-Rennen war wie ein Turnier im Mittelalter: Abu Dhabi stand im Schaufenster – ideal, um Kontakte zu knüpfen. Es war ein bisschen wie am Filmfestival in Locarno.

**Weltwoche:** Wie erholsam waren die Badeferien für Ihre Familie?

**Maudet:** Eigentlich war es für meine Frau und meine Kinder keine Erholung, eher Stress.



«Ich bin nicht perfekt, niemand ist es»: abtretender Genéver Regierungsrat Maudet.

Ich hatte leider auch kaum Zeit für sie, sie sahen mich kaum. Und meine Kinder waren eigentlich zu klein, um das Erlebte zu verstehen. Sie waren vier, sechs und acht.

**Weltwoche:** Als Politiker wurden Sie mit Superlativen eingedeckt. Wie konnten gerade Sie sich in ein Lügengewebe verheddern?

**Maudet:** Ich bin nicht perfekt, niemand ist es. Eigentlich wollte ich meine Familie schützen, das Gegenteil passierte. Ich dachte erst, diese Reise sei ein Problem wie jedes andere, das ich mühelos wegwischen könnte, und schon war ich auf der falschen Schiene. Aber ein Lügengewebe? Das finde ich übertrieben. Es war ein und dieselbe Lüge, die ich überall erzählte, wenn ich gefragt wurde.

**Weltwoche:** Haben Sie die öffentlichen Reaktionen darauf unterschätzt?

**Maudet:** Ich habe die Wirkung von Politikern unterschätzt. Denn, wenn wir ehrlich sind: Dass Politiker die Realität beschönigen – man kann es lügen nennen –, gehört leider zum Spiel. Das sind meist politisch relevante Lügen, was bei mir

nicht der Fall war. Vermutlich habe ich zu arrogant und zu hart politisiert. Dann kam die Retourkutsche: Meine Gegner wollten mich demütigen, die meisten anonym, voller Neid und mit viel Hass. Damit hatte ich nicht gerechnet.

*«Es war nicht nur die Bürokratie in der Verwaltung, die mich störte. Mir ging alles zu langsam.»*

**Weltwoche:** Gegen Sie waren alle: Medien, Regierungskollegen, die eigene Partei. Dachten Sie jemals ans Aufgeben?

**Maudet:** Aufgeben ist nicht meine Art. Es war aber nicht immer einfach, um ehrlich zu sein. Ich sagte mir immer: Ich bleibe standhaft! – denn ich betone ja heute noch, dass ich unschuldig bin. Nach wie vor gilt die Unschuldsvermutung. Weder die Medien noch die sozialen Netze und schon gar nicht meine Regierungskollegen entscheiden über mich, sondern das Volk. Daher werde ich mich weiter wehren.

**Weltwoche:** Was gibt Ihnen die Kraft, nicht das Handtuch zu werfen?

**Maudet:** Grundsätzlich mein Glaube, dass ich unschuldig bin. Meine Frau und meine Freunde unterstützen mich. Und viele Genfer wissen, dass ich zwar nicht unfehlbar bin, diese Affäre aber total übertrieben ist. Sogar aus dem linken Lager bekam ich viel Zuspruch. Man weiss, man braucht mich, um Genf weiterzubringen.

**Weltwoche:** Wie sind die Reaktionen, wenn Sie durch Genf laufen?

**Maudet:** Ich habe mich nie unsicher gefühlt.

**Weltwoche:** Was erlebte Ihre Familie? Sie wohnen mitten in der Stadt.

**Maudet:** Für meine Frau war es zum Glück nicht so schlimm, und für meine Kinder ging es gerade noch. Sie waren es sich gewohnt, unseren Namen auf Plakaten und in Zeitungen zu lesen. Ich musste ihnen gegenüber transparent sein, sie waren schliesslich auch in Abu Dhabi. Sie wollten wissen, ob ich etwas falsch gemacht habe. Ich musste mich erklären.

**Weltwoche:** Während Ihrer Affäre hielten Sie sich im Amt. Erst die Verwaltung konnte Sie stürzen. Im November verkündeten Sie den Rücktritt. Mitarbeiter klagten, Sie hätten viele überlastet. Können Sie das erklären?

**Maudet:** Die Anschuldigungen aus der Personalabteilung waren gesteuert und meiner Meinung nach übertrieben. Einige Kollegen haben nachträglich alles zurückgezogen. Sicher war ich meinen Angestellten gegenüber fordernd. Hinzu kam die wirtschaftlich problematische Lage wegen Covid-19. Aber dieses Beispiel zeigt mir einmal mehr, dass die Macht der Verwaltung zunimmt. Wenn sich Beamte zusammenschliessen, können sie einen Regierungsrat, der ihnen nicht passt, stürzen. Genf ist nicht das einzige Beispiel; auch in Bern steigt der Druck innerhalb der Verwaltung. Die Politik gewährt diesem Treiben viel zu viel Platz.

**Weltwoche:** Wie radikal führen Sie? Was sind Ihre Prinzipien?

**Maudet:** Mir geht es um Kommunikation, Logistik, Vorbereitung. Ich lese mich gerne in meine Dossiers ein und erkläre, was zu tun ist, was das Volk will. Das erwarte ich auch von meinen Mitarbeitern, ich gehe aber als Beispiel voran.

**Weltwoche:** Sie kandidierten umgehend für die Ersatzwahl. Gewählt wurde eine Grüne. Was überwog: der Ärger, dass eine linke Mehrheit Genf regiert, oder die Genugtuung, dass Sie mit Ihrem Ergebnis Ihre alte Partei, die FDP, geschlagen haben?

**Maudet:** Mich enttäuscht, dass die CVP und die FDP mit dem Ziel angetreten sind, Pierre Maudet zu verhindern. Politik gegen jemanden geht nicht, das merkten die Leute.

**Weltwoche:** Wie analysieren Sie den Formstand der FDP? Ganz allgemein.

**Maudet:** Sie hat ein Verantwortungsproblem. Alles klingt schön, mehr nicht. Ich sehe bei ihr

keine Organisation, keine Strategie, kein Ziel. Das wird die FDP viele Stimmen kosten und vermutlich auch den zweiten Bundesratssitz.

**Weltwoche:** Wie weit haben Sie sich gedanklich von Ihrer Ex-Partei entfernt?

**Maudet:** Ich habe mehr das Gefühl, sie hat sich von ihren Werten entfernt.

**Weltwoche:** Wie lautet Ihre Kernbotschaft?

**Maudet:** Freiheiten und soziale Gerechtigkeit – wie der Slogan in meinem Wahlkampf.

**Weltwoche:** Damit waren Sie beinahe erfolgreich. Warum hielten so viele Genfer zu Ihnen – trotz allem, was vorgefallen war?

**Maudet:** In der Calvinstadt leben Bürger mit klarem Verstand. Sie können Recht von Unrecht unterscheiden. Ich habe das Gefühl, viele sind dankbar für das, was ich für sie gemacht habe. In der Politik heisst es, die Leute vergessen sowieso. Ich glaube, das stimmt nicht.

**Weltwoche:** Was müssen Deutschschweizer über Genfer wissen, um sie zu verstehen?

**Maudet:** Der Genfer wertschätzt Arbeit, das kommt vom Protestantismus. Jemand, der sich Mühe gibt, soll belohnt werden.

**Weltwoche:** Was ist die falscheste Vorstellung über die Genfer?

**Maudet:** Dass wir Franzosen sind. Klar, wir haben die gleiche Sprache, das gibt eine gewisse Nähe. Aber in Genf sind wir sehr stolz,

Schweizer zu sein – einfach auf eine andere Art.

**Weltwoche:** Was läuft in der Genfer Politik anders?

**Maudet:** Wir spüren die französische Kultur. Politik in Genf ist Spektakel, viel Theater, sehr offensiv.

**Weltwoche:** Passend zum Provokateur Maudet. Wie kam es zu dieser Reizfigur?

**Maudet:** Meine Tabubrüche waren immer gezielt, aber nie für mich selber. Mir ging es darum, etwas zu bewegen. Es ist nicht falsch, sich zu streiten – im Gegenteil. Nur vermisse ich heute oft das gemeinsame Ziel, das Gemeinwohl der Bevölkerung.

**Weltwoche:** Warum wurden Sie eigentlich Politiker?

**Maudet:** Das war ganz früh: 1993, mit fünfzehn, gründete ich in Genf das Jugendparlament. Ich sagte mir: Du musst mitmachen, sonst beschliesst die Politik, was dir nicht passt. Das ist der Faden: mitmachen statt nachvollziehen. Ich sah konkrete Probleme, die mich störten: Ich wollte einen Skatepark, weil ich gerne skatete, also setzte ich mich dafür ein. Das Gleiche bei Nachtbussen. So geht für mich gute Politik.

**Weltwoche:** Sie sagten einst: «Ich mache Politik, weil ich die Macht liebe.» Können Sie das ausführen?

**Maudet:** Ich mache keine Politik, um Geld zu verdienen – so ist es korrekt. Für mich ist Verantwortlichkeit zentral. Ich trug immer die volle Verantwortung. Heute weiss ich, wie weit ich gehen kann. Ich habe die Grenzen ausgelotet.

**Weltwoche:** Wie sieht Ihre Zukunft aus?

**Maudet:** Frei, noch unabhängiger, sicher politisch.

**Weltwoche:** Wie politisch?

**Maudet:** Lassen Sie sich überraschen!

**Weltwoche:** Überlegen Sie sich, 2023 wieder zu kandidieren?

**Maudet:** Für diese Frage nehme ich mir Zeit. Ich stehe aber voll und ganz zum Kanton Genf. Mich beunruhigt die linke Regierung, ich Sorge mich um unseren Wirtschaftsstandort. Als ehemaliger Wirtschaftsvorsteher werde ich mich für die Léman-Gegend einsetzen, als Unternehmer, besonders im digitalen Feld.

**Weltwoche:** Bereuen Sie es, in Ihrem Leben voll auf die Karte Politik gesetzt zu haben, ohne zweites Standbein?

**Maudet:** Im Stadtparlament war ich Milizler und selbständig. Was in den nächsten Tagen passiert, weiss ich noch nicht genau. Es wird sicher komisch, keine öffentliche Rolle mehr zu haben. Lassen Sie sich aber überraschen, was ich noch bewegen werde.

🇨🇭 SINCE 2006

Sie haben die Wahl zwischen:

oder 20% Rabatt

Gratis Kissen & Duvet

# Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme



**TEMPUR**

Gültig bis 29.05.2021

TEMPUR Matratze kaufen und **gratis TEMPUR Kissen und Duvet** im Wert von bis zu CHF 558.– erhalten, **oder von 20% Rabatt** auf den Katalogpreis der TEMPUR Matratze profitieren.

Bettenfachgeschäft Schlafwohl | [www.schlafwohl.ch](http://www.schlafwohl.ch)  
info@schlafwohl.ch | Tel.: 044 700 01 09

**Unsere Fachgeschäfte:** Zürich | Bern | Basel | Luzern  
St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen

# Kritik ist erlaubt, aber ...

Ja, wo finden wir nur das Konstruktive? Wo versteckt es sich? Wie können wir es ans Licht holen?



Es gibt etwas im deutschen Nationalcharakter, das jede Krise und jede Katastrophe unbeschadet überlebt, nach jeder Niederlage aufsteht und weitermacht, als wäre nichts passiert. Es ist die Überzeugung, dass Kritik «konstruktiv» sein muss, dass man nichts schlechtreden darf, wenn man keine «Alternativen» anbieten kann. «Was würdest du denn anders machen, wenn du ein Regierungsamt hättest?», ist die Frage, die jeder zu hören bekommt, der die Corona-Politik von Merkel, Spahn, Söder, Müller, Lauterbach et alii als missglückt bezeichnet.

Auf einen solchen Vorhalt könnte man mit einem Zitat von Karl Kraus antworten und die Diskussion beenden: «Ich kann kein Ei legen, aber ich weiss, wann eines faul ist.» Es geht nicht um eine bessere Alternative zum Bestehenden, sondern darum, Zweifler als eine Gefahr für das Wohl und die Gesundheit aller anständigen Bürger zu denunzieren, «feindlich-negative Elemente», wie Dissidenten in der DDR genannt wurden. Schlimm genug, dass sie der Regierung nicht vertrauen, sie fallen ihr auch noch in den Rücken, und das in einem Moment, da «Solidarität» und «Zusammenhalt» gefordert sind.

Ein Hauch von «Landesverrat» liegt in der Luft, die noch nicht verschriftlichte Anklage lautet auf Wehrkraftzersetzung durch staatsfeindliche Propaganda.

Dabei ist eigentlich nichts passiert. 53 Schauspielerinnen und Schauspieler haben kurze Video-Clips ins Netz gestellt, in denen sie die Anti-Corona-Massnahmen der Bundesregierung dermassen überschwänglich loben (#allesdichtmachen), bis auch dem letzten Freund der darstellenden Künste in Dinslaken klar wird, dass sie

es genau andersrum meinen: Die Regierung hat versagt. Das Virus wütet weiter, das hastig verabschiedete vierte Infektionsschutzgesetz lädt zum Missbrauch der Staatsmacht ein.

In einem Land, in dem das Bundesverfassungsgericht immer wieder vom Bundestag verabschiedete Gesetze für verfassungswidrig erklärt und aufhebt, muss man so etwas behaupten können, ohne zum Staatsfeind erklärt zu werden. Und solange Schauspieler die Arbeit der Regierung mit Stellungnahmen unterstützten – für mehr soziale Gerechtigkeit, mehr Klimaschutz und mehr Frauen in den Vorständen grosser Unternehmen –, waren sie als Taktgeber willkommen. Denn, so tönte es aus allen Ecken des Kulturbetriebes: Promis tragen eine besondere Verantwortung, sie sollen Vorbilder sein, einen statt spalten; und sie sollen aufpassen, dass sie sich nicht «vereinnahmen» lassen, schon gar nicht von Populisten und Rechten.

Unter den ersten hauptamtlichen Kulturverwaltern, die sich zu Wort meldeten, war auch die Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters. Sie sagte gegenüber dem ZDF, der Ton mache die Musik, sie persönlich hätte sich «deutlich mehr Empathie der beteiligten Künstlerinnen und Künstler für die Sterbenden auf den Intensivstationen gewünscht».

Monika Grütters ist als Staatsministerin in der Kultur- und der Medienszene sehr beliebt, verwaltet sie doch über zwei Milliarden Euro, mit denen zahllose Projekte gefördert werden, darunter «Aufarbeitung des Kolonialismus»

oder «Kulturelle Bildung zur Prävention gegen Extremismus und Antisemitismus». Einen Mangel an angewandter Empathie wird ihr niemand vorwerfen können. Warum sie aber Künstlerinnen und Künstler dazu aufruft, Empathie mit den Sterbenden auf den Intensivstationen zu zeigen, statt sich dafür einzusetzen, dass die Pflegekräfte besser bezahlt werden – das wird sie eines Tages wohl erklären müssen.

Ähnlich abgründig äusserte sich der Präsident der Deutschen Filmakademie, der Schauspieler Ulrich Matthes. Seine «Hauptkritik» galt einem Punkt: dass die Kollegen und Kolleginnen, die bei der Aktion mitgemacht hatten, «indirekt Schützenhilfe für die <Querdenker>-Szene und die AfD» geleistet hätten. Als er sich «diese Videos» zum ersten Mal «reingezogen» habe, dachte er sich: «Was wollt ihr mit eurem Ulk? Was ist der Gegenvorschlag? Worin besteht jetzt das Konstruktive dieser Aktion?»

Ja, wo finden wir nur das Konstruktive? Wo versteckt es sich? Wie können wir es ans Licht holen? Es ist eine Tragödie, die nicht enden will. Indiana Jones sucht nach dem Heiligen Gral, polnische Taucher suchen nach dem Bernsteinzimmer und deutsche Kulturschaffende nach dem Konstruktiven im Sinnlosen.

Vor 102 Jahren, im März 1919, erschien in der *Weltbühne* ein Aufsatz über die Tugend des Neinsagens, geschrieben von Kurt Tucholsky: «Wir Negativen».

Ich kann die Lektüre jedermann und jederfrau nur empfehlen. Konstruktivsein ist einfach. Negativsein will gelernt werden.

## Jetzt erst recht

Nr. 15 – «Sahra Wagenknecht ist interessant»  
Editorial von Roger Köppel

Die bereits seit längerem zu beobachtende mentale Entfremdung vieler linker Parteien von der hart arbeitenden Bevölkerung dürfte sehr viel mit ihrer Personalpolitik zu tun haben, da sich gerade in den obersten Führungsgremien sehr häufig nur noch Akademiker befinden. Deshalb bleiben nicht nur die vordergründigen inhaltlichen Thesen des *enfant terrible* der Linken interessant, sondern vor allem die tieferen Gründe, die dazu geführt haben, dass sich momentan in Deutschland so gut wie kaum ein Spitzenpolitiker von SPD, Grünen und Linkspartei mit Ausnahme der hier porträtierten Autorin für die grossen Verlierer des Lock-downs interessiert. *Rasmus Ph. Helt, Hamburg (D)*

Wenn Angela, dann Jolie / Wenn Donald, dann Duck / Wenn Sahra, dann Wagenknecht / Nach ihrem Buch, erst recht!  
*Victor Burghardt, Zürich*

## Kollektive Hirnwäsche

Nr. 16 – «Was beim Schweizer Fernsehen schief läuft»  
Analyse von René Zeyer

Die Sprache ist ein Werkzeugkasten für den ökonomischen verbalen Brückenschlag zwischen Menschen. Der Kasten ist in Wesen und Inhalt völlig sexfrei bzw. geschlechtsneutral – auch einem Esel leuchtet ein, dass Buchstaben und die Anweisungen zu deren Gebrauch (Grammatik) mit Biologie nichts zu tun haben. Das generische Maskulinum ist eine solche Anweisung. Es ist der wichtigste Funktionsträger sozialen Mitteilens. Deshalb bat ich am 10. November 2019

Frau Wappler brieflich, bei ihrem Frontpersonal die schleichende Schleifung des Sprachpfeilers sofort zu unterbinden. Heute gibt die SRF-Direktorin das exakte Gegenteil zu: den Missbrauch ihrer nationalen Schlüsselrolle durch Dekretierung des zivilisatorischen Massakers für alle SRG-Medien. Hier nur ein Wirkungsbeispiel: Die kollektive Hirnwäsche macht für Primarschüler von heute Goethe, Schiller & Co schon morgen für alle Zeiten ungeniessbar. Alle Achtung! *Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

## Freiheitsgeist

Nr. 15 – «Winkelried trifft Tell»  
Eilmeldung von Alex Baur

Als Schweizer mit Freiheitsgeist ärgert mich das ganze Geschehen um Corona. In unserem näheren Umkreis ist noch keiner an Corona erkrankt, obwohl ich auch schon ohne Maske an einer Demo war. Wir gehen in dieser Beziehung sorglos um, wie zu anderen Zeiten, aber leben ansonsten gesund. In unserer weiteren Umgebung sind schon Leute erkrankt, aber haben sich in kurzer Zeit gut erholt. Von Schwerverkrankten höre ich nur von Leuten, die über Leute von solchen Fällen gehört hätten. Ich weiss nicht, weshalb ich mich impfen lassen sollte. Damit meine ich nicht, dass mir nichts passieren könne: Leben ist lebensgefährlich. *Kurt Steiner, Oberschan*

## Würde und Respekt

Nr. 16 – «Sternstunde der Monarchie»  
Daniel Weber über die Trauerfeier für Prinz Philip

Die schlichte Trauerfeier widerspiegelt die grosse Tradition der Briten mit ihrer Monarchie. Mit Krieg und mit Trauer können die

Briten würdevoll umgehen. Ihre Trauerfeiern zeugen von grossem Respekt. Dies zeigt sich auch immer eindrücklich am «Remembrance Day», an dem jeweils im November der Kriegsgefallenen gedacht wird. Schade nur, dass in Ihrer Würdigung mit keiner Silbe der Piper erwähnt wird, der Dudelsackspieler, der mit dem eindrücklichen «Lament – The Flowers of the Forest» dem Duke of Edinburgh die letzte Ehre erweisen durfte. Es war dies Pipe Major Colour Sergeant Peter Grant aus dem schottischen Braemar, wo im September jeweils das traditionelle «Braemar Gathering» stattfindet. Der Dudelsack nimmt in der britischen Geschichte der Monarchie wie auch des Militärs eine nicht zu unterschätzende Stellung ein. So erstaunt es nicht, dass Peter Grant seinen Auftritt als die grösste Ehre seiner Karriere bezeichnete.

*Andreas Schweizer, Zürich*

## Mein erstes Abo

*Weltwoche* allgemein

Mit Freude halte ich heute erstmals (und ich bin 54) ein Abo für ein Printmedium in meinen Händen, als Dankeschön für den grossen Einsatz und die einsamen Kämpfer auf grosser Bühne gegen diese unverantwortlichen und nicht rational begründbaren Corona-Massnahmen. *Bruno Lustenberger, Zell*

**Leserbriefe:** Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Urs Bitterli (1935–2021)  
 Maria Ilva Bolciati, «Milva» (1939–2021)



Repräsentative Stimme im Schweizer Geistesleben: Historiker Bitterli.

Der kleinbürgerlich geprägte Aargau war lange Hochburg eines ländlichen Schweizer Bildungsbürgertums. Im 19. Jahrhundert vermochte ein Reformgeist wie Heinrich Zschokke (1771–1848) das Land zu verändern wie selten einer. Später errang vom Schloss Brunegg aus, Schauplatz eines Romans von Thomas Mann, Jean Rudolf von Salis (1901–1996) den Rang eines Weltchronisten. Zum Biografen des Letzteren wurde 2009 Bitterli. Nach von Salis' Hinschied verkörperte der aus Gränichen AG gebürtige Historiker den Typus «Bildungsbürger mit umfassendem Horizont». Mit André Malraux (1973) und Golo Mann (2004) hatte er bereits Gestalten dieser Art biografisch gewürdigt.

Die Verbindung von Biografik mit Geistesgeschichte begann mit der Zürcher Dissertation «Thomas Manns politische Schriften zum Nationalsozialismus: 1918–1939»; statt beim Germanisten Emil Staiger beim Historiker Max Silberschmidt geschrieben, einem Kenner der Geschichtsschreibung und Meister der Kolonialgeschichte. In der Nachfolge seines Doktorvaters wurde Bitterli zum Kulturhistoriker mit «Die Entdeckung des schwarzen Afrikaners» (1970). Ohne beim Buch «Die <Wilden> und die <Zivilisierten>» (1976) den später zivilreligiös ideologisierten Faktor Rassismus auszusparen, stand für den recherchierenden Essayisten das breite Geschichtspanorama im Vordergrund.

Wie der von ihm bewunderte Bildungsbürger Jacob Burckhardt bestätigte sich der 1995 spät

zum Zürcher Ordinarius beförderte Bitterli, Lehrer an der Aargauer Kantonsschule Zelgli, als Gymnasial- und Hochschullehrer zugleich. Gemäss alt Rektor Robert Kühnis hielt er mit «leicht lächelndem Humor» Distanz zu überspannten Erwartungen an den technisierten Unterricht inklusive Verwechslung von Qualität mit Digitalisierung. Im Vordergrund stand die selber vorgetragene «grosse Erzählung»: ein Kennzeichen der bei Elias Canetti einst gerühmten Zürcher Gymnasiallehrer.

An Zürichs Universität blieb Bitterli, Mitreferent auch in Medizingeschichte, mit seinem geisteswissenschaftlichen gelehrten Ansatz für viele ein Aussenseiter. Der als «empirisch» geltende Glaube an Diagramme ging ihm ebenso ab wie eine sozialgeschichtlich orientierte, das Feld mehr und mehr beherrschende Haltungshistorie. Sein Profil fand er als einer der verbliebenen brillanten historischen Schriftsteller der Schweiz. In dieser Eigenschaft hatte von Salis 1978 als Erster (noch vor Hermann Burger, Erika Burkart und Henri-Guisan-Biograf Willi Gautschi) den Aargauer Literaturpreis erhalten. Die Auszeichnung wurde, angeblich mangels würdiger Anwärter, vor einigen Jahren suspendiert. Urs Bitterli, in Aarau Mitglied der Zschokke-Gesellschaft, bleibt über seine Bücher eine der repräsentativen, wegen Skepsis aber leisegebliebenen Stimmen im Schweizer Geistesleben. *Pirmin Meier*

Es gibt auf Youtube dieses Video, eine Live-Aufnahme der Rai aus den neunziger Jahren. Es singen Milva und der Troubadour Julio Iglesias im Duett den Tango «Caminito», und der Schmachtfetzen verwandelt sich in eine herzerreissende musikalische Erzählung jenseits von Katalogisierungen wie etwa Kitsch. «La Pantera» konnte alles, und in sieben Sprachen. Von «Bella ciao», der melancholisch-mitreissenden heimlichen Nationalhymne Italiens, Lied der Weltkriegspartisanen und ursprünglich Widerstandsgesang der Arbeiterinnen in den Reisfeldern, bis zu Brecht auf der Opernbühne. Sie trällerte «Lili Marleen» für alle Soldaten dieser Welt, sang Chansons im Pariser Olympia, trat mit Astor Piazzolla in Buenos Aires auf. Unwiderstehlich.

Entdeckt wurde sie 1959 an einem Talentwettbewerb der Rai, aber seltsamerweise, Schande der Jury, gewann sie nie den Gesangswettstreit in Sanremo. Ihre Stimmbänder hatten ein leicht metallisches Timbre, wie mit einer dünnen Schutzschicht aus Kupfer gegen Schlagertremolo belegt, im Einklang mit ihrer feuerroten Mähne, ihrer politischen Farbe. 1965 holte sie der Regisseur Giorgio Strehler an das Piccolo Teatro in Mailand und wurde ihr Pygmalion. Die rastlose Musikentdeckerin Milva (aus ihren Vornamen Maria und Ilva zusammengesetzt) verkaufte 173 Alben und achtzig Millionen Platten und CDs. Vor elf Jahren legte sie das Mikrofon aus der Hand, und allmählich verlor sie diese wunderbare Welt der Melodien, die uns geblieben ist. Sie litt und starb an einer äusserst seltenen degenerativen neurologischen Krankheit, wie ihre Tochter Martina Corgnati mitteilte. *Ciao, bella.*

*Peter Hartmann*



Welt der Melodien: Musikerin Milva.

# Retter der Klimadebatte

Der Physiker Steven E. Koonin publiziert ein Buch über den wirklichen Stand der Wissenschaft.



**A**b nächster Woche wird es in der Klimadebatte wieder mehr Spielraum geben für vernünftiges Argumentieren. Mehr Platz für kritische Beobachtungen, Datenanalyse, nüchternes Abwägen von Kosten und Nutzen, auch wieder mehr Raum für Ökonomie und weniger Behinderung durch Ideologie. Was ist der Grund? Nächsten Dienstag veröffentlicht der amerikanische Physik- und Informatikprofessor Steven E. Koonin sein neues Buch mit dem Titel «Unsettled: What Climate Science Tells Us, What It Doesn't, and Why It Matters». Die Vorabberichte dazu lassen erwarten, dass dieses Buch ein Gegenstück darstellt zu all den fixen Auffassungen, die heute die Diskussionen über die Erderwärmung und die sogenannte Klimakatastrophe beherrschen.

Koonin tritt mit seinem Buch gegen die breite Front all jener an, für die mit Blick auf den Klimawandel die wissenschaftliche Lage klar und eindeutig ist, durch und durch erforscht, eben «settled». Die ganze Klimapolitik ist ja vom Glauben durchdrungen, man wisse alles. Kantons- und Gemeindeparlamente haben aus einer solchen Haltung heraus den Klimanotstand beschlossen. «Bei der Klimakrise ist das Wissen vorhanden: Wir wissen, dass wir die Emissionen herunterfahren müssen. Und wir wissen, wie es möglich wird», sagt Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Für Klimabewegte ist es tabu, ja ein Leugnen des Klimawandels, die wissenschaftlichen Grundlagen zu hinterfragen. Sie hörten auf «die Wissenschaft», in der Wissenschaft herrsche Konsens, sagen sie; Greta Thunberg ruft, mit der Physik könne man keine Deals abschliessen, die Klima-

jugend stimmt im Chor ein und verweigert Diskussionen mit Andersdenkenden.

Dabei gibt es zwischen den zahlreichen Modellen der Klimaforschung, wie Koonin schon in früheren Publikationen schrieb, derart grosse Differenzen und so viele unerklärliche Unstimmigkeiten und Prognosefehler, dass die Zusammenhänge alles andere als gesichert anzusehen sind.

Koonin ist ein Wissenschaftler mit viel Erfahrung und von hohem Ansehen. Er studierte Physik und war fast drei Jahrzehnte Professor für theoretische Physik am California Institute of Technology, ging 2004 als Chefwissenschaftler zu BP und war von 2009 bis 2011 in der Administration Obama Spitzenbeamter für Energie. Seit 2012 ist er Professor für Informationswissenschaften an der New York University Stern School of Business.

Wiederholt meldete er sich mit Aufrufen zur Vernunft in den Medien zu Wort. 2014 schrieb er unter dem Titel «Climate Science Is Not Settled», die populäre Annahme, in der Wissenschaft sei alles klar, verzerre und behindere nicht nur die Debatten in Politik und Öffentlichkeit, sondern auch die Diskussionen in der Wissenschaft. 2018 lautete die Überschrift eines Essays: «The Climate Won't Crash the Economy».

## Nord-Euro, Süd-Euro: geht

In der Euro-Zone geht das Spiel der Wertpapieraufkäufe und des Gelddruckens durch die Europäische Zentralbank (EZB) weiter. Der Rhythmus wird, wie die EZB-Führung soeben antönte, eher noch erhöht, aber mit der erwarteten Erholung der Wirtschaft sollten

die Injektionen etwas gemässigt werden können. Eigentlich wirkt das jetzt alles ein wenig einschläfernd, zumal auch das EU-weit koordinierte Corona-Stützungs paket Geld zu seinen Empfängern fliessen lässt. Und Schuldensorgen kommen nicht so richtig auf, da ja die Zinsen praktisch null sind.

Heilsame Störungen kommen von Ökonomen, die daran erinnern, dass das nicht ewig so weitergehen kann, etwa von Gunther Schnabl, Ökonomeprofessor an der Universität Leipzig, der seit je für eine stabilere Geldpolitik eintritt. Im Interview in der jüngsten Ausgabe von *Institutional Money* sagt er, dass am Schluss jedes Land selber entscheiden müsse, die irgendwann notwendigen Reformen mitzumachen oder sonst eben aus dem Euro auszuweichen. «Wenn wir einen Nordeuro und einen Südeuro hätten, könnten die südeuropäischen Staaten abwerten und dadurch ihre Wettbewerbsfähigkeit wiederherstellen», sagt er. So positiv kann man die Aufspaltung der Euro-Zone darstellen, didaktisch klug.

## Ermunterung zum Nichtstun

In einer Stellenanzeige schreibt die Universität Zürich eine «Professur für Populäre Kulturen» aus und fügt am Schluss den Satz an: «Die Universität Zürich strebt eine Erhöhung der Diversität an und ermuntert zu entsprechenden Bewerbungen.» Es ist gut möglich, dass dies per saldo nicht ermunternd, sondern entmutigend wirkt und das Spektrum der Interessierten einschränkt. Werden sich Männer nach dieser Vorwarnung noch die Mühe machen, ein Dossier einzureichen?

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Der Bestatter»,  
«Wilder», «Tatort»:  
Warum sind Schweizer  
TV-Krimis so schlecht?  
Wolfram Knorr, Seite 58



*Als ob die Welt eine Sinfonie wäre.*

Edgar Degas, *L'Etoile*, 1878 – Glück, so schien es ihm, als seiner Sturm-und-Drang-Phase die Kraft ausging, war etwas, das immer nur anderen widerfuhr. Glück, das war, keine tote Mutter zu haben, wenn man dreizehn Jahre alt war. Glück wurde ihm zu etwas, das er beobachten konnte, malen, darstellen, die Leichtigkeit seiner Schönheit sehen, aber es selbst zu empfinden, war ihm kaum möglich. Da war etwas in ihm, an dem das Glück stets scheiterte. Und jedes gesehene Glück anderer liess ihn umso einsamer werden und griesgrämiger, als ob sein Leben ein ewiger Lockdown wäre.

Es war alles da ausser der Mutter: Geld – sein Vater war Bankier –, ausgedehnte Aufenthalte in Rom, dann in Florenz. Degas (1834–1917) malte, immer kühner, jeder Pinselstrich eine Hoffnung auf einen kleinen Zustand innerer Glückseligkeit. Dann kam der Deutsch-Französische Krieg, das Sterben, er sah so viel davon, dass seine Augen ihm die Welt verschleierten. Als er die Bühne der Welt verliess, waren die Lichter schon lange dunkel.

Er malte, was ihm verwehrt blieb; tanzend hin und wieder über und durch die Welt zu gleiten, als ob die Welt eine Sinfonie wäre und das Leben ihr Ballett, eine Bühne voller Arabesques und Ailes de Pigeons, klar definierte Bewegungen von elfenhafter Schönheit, die all den unüberwindbaren Schmerz und die stete Mühsal so elegant aussehen lassen wie eine Sternschnuppe an einem unbeschwerten Nachthimmel.

So tanzen die Tänzer und Tänzerinnen des Lebens schwebend ihr Sein, bewegen sich leichtfüssig aufeinander zu, gehen einen Pas de deux, verfallen jeder für sich in Synchronizität, hin bis zu jenen Momenten, in denen der Kosmos der Bühne ihnen allein gehört und sie nach dem einzigen Stern greifen, der hell erleuchtet wie selbstvergessen seine Kreise zieht und der sie selbst sind. So sehr versunken im Glück der eigenen Klänge, als ob es das Einfachste sei, das Zeitliche Schritt für Schritt zu tanzen.

*Michael Bahnerth*

# Napoleons Home-Office

Griffbereite Bücher statt Computer:  
Ein Streifzug durch Kaiser-, Königs- und andere Bibliotheken.

Bettina de Cosnac

**Schloss Fontainebleau:** Wegen der Corona-Massnahmen bleibt das Schloss bis auf weiteres geschlossen ([www.chateaufontainebleau.fr](http://www.chateaufontainebleau.fr)).

Mehrmals stand er nachts auf, schlich sich aus seinem kleinen Schlafgemach, stieg die hölzerne Wendeltreppe hoch, die in seine 81 Quadratmeter grosse Privatbibliothek in Fontainebleau führte. Dort setzte sich der schlaflose Napoleon I. an seinen Nierentisch, konsultierte die von Hofbibliothekar Antoine-Alexandre Barbier bereitgelegten Bücher und begann zu arbeiten.

Der französische Kaiser hatte das Home-Office in seinen Schlössern bestens organisiert. Ob in Fontainebleau, in den Tuileries oder auf Schloss Saint-Cloud: Die drei kaiserlichen Bibliotheken waren nach denselben strategischen Prinzipien aufgebaut. Überall standen dieselben Bücher in den gleichen Ausgaben griffbereit, und jedes Schloss bekam die gleiche architektonische Ausgestaltung von Bibliothek, Kartenraum und angrenzendem Schlafgemach. Der Kern der Bücherbestände war vom Staatsrat übernommen. Der Kaiser liess nur noch die Mahagonimöbel zimmern.

## Gesellschaft auf Elba und Sankt Helena

«Napoleon liebte Bücher, aber er war kein Sammler», sagt im Telefoninterview David Guillet, *directeur du patrimoine et des collections* auf Schloss Fontainebleau, zuständig für die im April 2021 fertig restaurierte Kaiserbibliothek. «Mit zehn Jahren kam er auf die Militärschule von Brienne-le-Château. Sie beeinflusste seine Lektüre. Antike Geschichte war seine Obsession. Er las gerne Plutarch und Corneille, aber auch Zeitgenossen wie Rousseau. Vor allem mochte er Reiseschilderungen.» Mit ihnen und den geliebten Landkarten bereitete der Korse sich auf Begegnungen mit ausländischen Königen, Prinzen und Staatsmännern vor. Auf den Feldzügen liess er sich Bücher von seinem gebildeten Berater Barbier zustellen. Ins Gefängnis auf Elba und ins Exil

auf Sankt Helena nahm er einen Teil seiner Bücher mit. Sie schienen ihm die besten – und sicher freundlichsten – Gesellschafter auf den Inseln.

Ähnlich besorgt um seine Freunde in Wort und Schrift war wenige Jahrzehnte zuvor der französische Adlige Claude-Ignace de Brugière de Barante. Am Tag vor seiner geplanten Guillotiniierung 1793 schrieb er ein Billett an seine Frau, sie solle unbedingt noch jene Neueditionen kaufen und einbinden lassen, die er just vor seiner Einkerkierung entdeckt hatte. Sie tat es, hochschwanger. Kurz darauf fand der Bibliophile unverhofft seine Freiheit wieder. Von Madame war nicht mehr die Rede. Nur noch von Büchern.

Bibliotheken kennen eigentümliche Schicksale. Sie bieten eine Reise durch Zeit und Raum, widerspiegeln den Wissensstand einer Gesellschaft und sind, im Fall von Privatbibliotheken, das Porträt eines Menschen. Der gedruckte Spiegel seiner Interessen und Leidenschaften, manchmal seines Berufs oder auch seiner Berufung. Wie bei der französischen Privatbibliothek Barante kann sie zusätzlich die Geschichte einer Familie sein. In ihrer Glanzzeit umfasste die Bibliothek an die 60 000 Werke. Angehäuft in mehreren Generationen von Juristen, Präfekten und Diploma-



Zeit und Raum:

ten, die im Nebenberuf, weil es französischer Usus war, Schriftsteller waren.

Der erste Fonds stammte aus dem 16. Jahrhundert. Ein Claude-Ignace Brugières, Cousin des Mathematikers, Philosophen und Jansenisten Blaise Pascal, war Schüler von Port-Royal. Er sammelte religiöse Handschriften und hinterliess eigene Theaterstücke. Vom 17. bis zum 19. Jahrhundert kamen umfassende Bestände hinzu. Ganze Bibliotheken wurden von der Familie, neben Neuerscheinungen, gekauft. Sie zeugen vom kosmopolitischen Wissensdurst der Besitzer, ob für Naturwissenschaften, Landwirtschaft, Reisen, Naturmedizin, Ethnologie oder Literatur. Anthologien über Indien, England, Russland, Italien und französische Kolonien stehen neben Werken über Buddhismus, chinesische Schriftzeichen, neben Wörterbüchern des mündlichen Arabischen und unzähligen, den belesenen Baronen gewidmeten Erstausgaben und Privatdrucken.

Im 19. Jahrhundert war Schloss Barante Treffpunkt der europäischen Elite aus Politik und Literatur. Die Schlossbibliothek wurde um einen grossen deutschen Literaturbestand erweitert. Es war die Verneigung des germanophilen Diplomaten Prosper Brugière de Barante vor dem Hof Preussen. Korrespondenzmappen und



Privatbibliothek im Schloss Fontainebleau.

Zeugnisse seines Vaters als Präfekt in Genf/Leman, der eigenen Dienste für Napoleon und für König Louis-Philippe als Gesandter am Zarenhof füllten neue Regale. In der tiefsten Auvergne war sie Arbeits- und unterhaltsame Privatbibliothek zugleich, mit Arbeitspulten, einer Empore und Regalen, die bis zur Decke reichten.

### Die Schöne und die Bücher

Von Schloss Barante führt die Bibliothekspur in die Schweiz. Auf Schloss Coppet führte Madame de Staël, Tochter des Genfer Bankiers Jacques Necker, einen Salon. Mit ihren Schriften hielt sie halb Europa in Atem, mit ihrer Schönheit verdrehte sie den Männern, darunter einem Barante, den Kopf. Selbstredend besass sie eine umfangreiche Bibliothek. Ein Teil der Bestände gelangte mit der Heirat ihrer Kinder als Mitgift in eine normannische Schlossbibliothek der gebildeten Familie de Broglie. Es war ein friedliches Geschenk. Andere Bibliotheken wurden im Zuge von Kriegen erobert. Etwa jene der kurfürstlichen Residenz Heidelberg, die in den Vatikan gelangte und bis heute dort als sogenannter Palatina-Bestand verblieb. Bücher brauchen neben einem Besitzer ihren eigenen

Aufbewahrungsort. Je wertvoller sie sind, je bibliophiler der Sammler, desto kostbarer die Bibliotheksgestaltung. Noch immer ist eine Privatbibliothek Bildungszeugnis und, wie einst bei Kaisern und Königen, Teil der Repräsentation. So liess sich der belesene französische Staatspräsident François Mitterrand 1981 für das offizielle Staatsporträt vor seiner Bibliothek fotografieren. Eine gutbestückte Bibliothek mit in Leder gebundenen Klassikern vergangener Jahrhunderte bleibt glanzvolle Kulisse für hitzige Debatten und erlesene Teestunden. Sie ist gemütlicher Familientreffpunkt und ideale Filmkulisse, wie die Fernsehserie «Downton Abbey» zeigt.

Zahlreiche Filmszenen spielen in Oxfords gediegenen College-Bibliotheken, den ersten Universitätsbibliotheken im 14. Jahrhundert überhaupt, nach jenen der juristischen Fakultät in Bologna und der Pariser Sorbonne. An solchen Universitätsbibliotheken durften Bücher von einer Öffentlichkeit gelesen werden. Im Gegensatz zu den Klosterbibliotheken, obwohl Klöster die ersten Verbreitungsorte von Wissen waren. Sie horteten von Mönchen in einem Skriptorium abgeschriebene Schriften, die untereinander getauscht, versandt und später mit der Säkularisierung entweder

vernichtet oder Herrscherbibliotheken einverleibt wurden. Mit dem Aufkommen des Buchdrucks und der Verwendung preiswerten Papiers entstanden Bibliotheken im Bürgertum. In der Folge wuchs im Adel das Interesse an kostbaren Ausgaben als ein Mittel der Abgrenzung.

### Verantwortung der Erben

Bibliotheken von Bibliophilen haben ihren besonderen, ästhetischen Reiz. Exklusive Erstausgaben, kostbare Inkunabeln, Werke mit raren Illustrationen zieren edle Regale, wenn sie nicht in brand- und raubsicheren Magazinen schlummern. Sammler erlesenster Bücher haben wie Kunstsammler ihre kompetenten Berater, wie etwa eine Véréne de Diesbach-Soultraut im Dienst des bibliophilen Genfers

*Napoleon las gerne Plutarch und Corneille, aber auch Zeitgenossen wie Rousseau.*

Jean Bonna. Es ist eine Vertrauensstellung, in kleinerem Masse vergleichbar mit jener des Bibliothekspräfekten und Schriftstellers Gottfried Wilhelm Leibniz an der Herzoglichen Bibliothek Johann Friedrichs von Braunschweig-Lüneburg in Hannover (im 17. Jahrhundert) oder eines Jakob Fugger unter Herzog Albrecht V. (im 16. Jahrhundert).

Was tun, wenn das Schicksal einem eine Bibliothek vermachte? Die Frage stellt sich derzeit den jungen Besitzern der historischen Abtei Saint-André. Gleich zwei Privatbibliotheken haben sie zusammen mit Ort und Gärten im südfranzösischen Villeneuve-lès-Avignon geerbt. Die eine ist die Arbeitsbibliothek einer Kunsthistorikerin, der ehemaligen Leiterin des Zeichenkabinetts im Louvre; die andere die Privatbibliothek einer elsässischen Dichterin.

Nach dem Ersten Weltkrieg rettete sie zusammen mit ihrer Gefährtin die Abtei vor dem Verfall. Sämtliche Bestände sind nicht erfasst, sie müssen erst katalogisiert und ausgewertet, aber auch vor Feuchtigkeit geschützt werden. Das kostet. Und für wen sollte man sie erhalten? Angesichts von Internet und langer Anreise finden Forscher seltener den Weg in Privatbibliotheken.

Die Erben von Saint-André sind sich ihrer Verantwortung bewusst. Sie lieben Bücher. Zum Glück, sonst führt der Weg aus der Bibliothek meist zur letzten Instanz, dem Buchantiquariat oder dem Auktionshaus. Kostbare Privatbibliotheken werden auf diese Weise aufgelöst. Zur Freude der Erben, die Bücher zu Geld machen; zur Freude von Bibliophilen, die neue Schätze für ihre Bibliothek entdecken; zum Jammer des Geschichtsbewussten, der Mensch und Bibliothek als ein Ganzes sieht.

# Vorwärts in die Vergangenheit

Rainer Hank

**Sahra Wagenknecht:** Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt. Campus. 345 S., Fr. 39.90

Soll man Sahra Wagenknecht loben? Die prominente deutsche Linke ist gebildet, denkt klar, schreibt brillant. Und ist lernfähig. Links war sie immer. Doch hat sie sich, geboren 1969 in der DDR, von einer strammen Marxistin mehr und mehr zu einer Freundin der sozialen Marktwirtschaft entwickelt. Keine Linke ist derart mit dem Ordoliberalismus der Freiburger Schule vertraut: Damit auf Märkten wirklich Wettbewerb möglich ist, bedarf es eines starken Staates, der Kartelle zerschlägt und Monopolisten entmachtet. Man kann diese Idee der Entmachtung mit guten Argumenten auch als linkes Programm buchstabieren.

In Deutschland ist Wagenknecht eine Art Heilige zu Lebzeiten. Bloss ihre Partei – die Linke – mag sie nicht. Nicht zuletzt in der Flüchtlingspolitik hat sie sich mit ihren Genossen überworfen, weil sie es wagte, verständnisvoll über Grenzen der Aufnahmebereitschaft zu reden. Seither lebt sie mit dem Vorwurf, stramm auf dem Weg nach rechts zu sein. Bloss weil sie sich den Nationalstaat nicht von träumerischen Internationalisten madigmachen lässt. Gesundheitlich angeschlagen, demissionierte sie Ende 2019 als Fraktionsvorsitzende im Bundestag. In diesem Herbst kandidiert sie als Spitzenkandidatin abermals fürs Parlament.

## Alles andere als originell

In ihrem jüngsten Buch, das es auf Anhieb auf Spitzenplätze der Charts geschafft hat, legt Wagenknecht sich mit dem Linkliberalismus an. Die These: Die Linkliberalen haben den Aufstieg der Rechten ökonomisch und sozial vorbereitet. Sie haben die «kleinen Leute» vergessen, wenn nicht verraten, und sich stattdessen den coolen urbanen Milieus der Grossstädte zugewandt und deren identitätspolitischen Schickimicki nachgeplappert. Schick ist der Wettbewerb vermeintlicher Opfer, die sich in der Klage ihrer Benachteiligung (Ethnie, Geschlecht) weinerlich überbieten.

Wagenknecht nennt die Linkliberalen intolerant, selbstgerecht und selbstbezogen. Da gelingen ihr viele schöne Formulierungen. Ein Dogma, welches den weissen Mehrheitsmenschen abspricht, sich in Minderheiten einfühlen zu können, kommentiert sie sarkastisch als kühne Umdeutung der Unfähigkeit zur Empathie in eine besondere Tugend. Sie hat recht: Diese Linkliberalen sind weder links noch liberal, sofern man unter «links» das

Engagement für ökonomisch Benachteiligte versteht und unter «liberal» den Auftrag zur Toleranz gegenüber Andersdenkenden.

Hier nun endet der hymnische Teil dieser Rezension. Wagenknechts These nämlich ist zwar richtig, freilich alles andere als originell. Und sie ist in ihrem kritischen Teil zwar schlagend, in ihrer positiven Alternative indessen nostalgisch und abermals nicht originell. Seit den Arbeiten der amerikanischen Philosophin Nancy Fraser ist die Kritik am «progressiven Neoliberalismus» ein Topos innerhalb des linken Diskurses. Er besagt, dass die «Linkliberalen», ohne es zu merken, den Neoliberalen auf den Leim gegangen seien, indem sie nicht nur für die rechtliche Gleichstellung von Minderheiten sowie für Massnahmen zur politischen Liberalisierung optierten, sondern sich zugleich den Wettbewerbsgedanken des Kapitalismus zu eigen gemacht hätten.

Die Bösewichte dieses linken Neoliberalismus heissen Bill Clinton, Tony Blair und Gerhard Schröder. Sie sind die Verräter der Arbeiterklasse, was übrigens der Grund war, warum Wagenknechts Mann Oskar Lafontaine 1999 die Schröder-Regierung verlassen hat und später auch aus der SPD ausgetreten ist. Wagenknecht bezieht sich zwar an einer Stelle des Buches kritisch auf Nancy Fraser, unterschlägt aber, dass im Grunde ihr gesamtes Narrativ der «Selbstgerechten» auf Fraser (und Chantal Mouffe oder Didier Eribon) aufbaut.

## Behauptung ohne Beleg

Gleicherweise unoriginell und ökonomisch unscharf ist Wagenknechts Gegenentwurf. Der geht grob gesagt so: In der guten alten Nachkriegszeit ging es den Arbeitern gut. Starke Gewerkschaften erstritten gute Löhne für sie; soziale Ungleichheit war ein Fremdwort. Ludwig Erhards «Wohlstand für alle» war eigentlich die Einlösung des marxischen Versprechens der klassenlosen Gesellschaft, in der alle Men-

*In Deutschland ist sie eine Art Heilige zu Lebzeiten. Bloss ihre Partei – die Linke – mag sie nicht.*

schen am Wirtschaftswunder partizipieren. Wagenknecht deutet Helmut Schelskys kritische Beschreibung der Nachkriegswelt als «nivellierte Mittelstandsgesellschaft» positiv und versetzt alle in einen «wertkonservativen» Gemeinschaftsdusel. An die Stelle der linken Utopie einer weltweit solidarischen Internationale tritt bei ihr ein «linkskonservativer» Nationalismus, der sich für Loyalitäten in der überschaubaren Kleingruppe ausspricht und am Ende im Tribalismus zu landen droht.

Nun soll jeder rückwärtsgerichtet träumen, so viel er mag. Tatsächlich tut der Klasse der polyglotten «Anywheres» eine Prise regionale und



Lernfähig: Autorin Wagenknecht.

kulturelle Erdung ganz gut. Doch Wagenknecht nimmt dafür in Kauf, die Wirtschaftsgeschichte verbiegen zu müssen. So behauptet sie ohne Beleg, die Einkommensmobilität – dass es den Kindern finanziell bessergehe als den Eltern – sei zum Erliegen gekommen. In der Tat studieren auch heute deutlich weniger Arbeiterkinder als Akademikerkinder. Gleichwohl haben fast zwei Drittel der westdeutschen Söhne der Jahrgänge 1955 bis 1975 zum Teil deutlich höhere Arbeitseinkommen zur Verfügung als ihre Eltern. Der soziale Aufstieg gelang übrigens den Söhnen mit Vätern aus dem untersten Einkommensbereich besonders gut.

Und obwohl sie es besser weiss, verschweigt die promovierte Ökonomin Wagenknecht, dass die Spreizung der Einkommen seit 2005 nicht mehr zunimmt und der deutsche Sozialstaat weltweit führend darin ist, Markteinkommen durch Umverteilung zu komprimieren. Wenn demnächst die Arbeitnehmer allein aus demografischen Gründen noch mehr Macht bekommen, dürfte die Ungleichheit abermals zurückgehen. Anders als Wagenknechts Retro-Narrativ es behauptet, könnte es so gewesen sein, dass Blair, Schröder und Clinton aufgrund der desolaten ökonomischen Lage zu einer liberalen Reform des Sozialstaates genötigt waren, weil das alte Geschäftsmodell der Linken ans Ende gekommen war.

In Deutschland haben sich diese Reformen ausgezahlt: Die Reallöhne steigen seither wieder, die Kurse an der Börse auch. Bis Corona herrschte Vollbeschäftigung. Zu erklären, warum dieser inzwischen erreichte «Wohlstand für alle» den Zielen der Linken widerspricht, versäumt Sahra Wagenknecht.

## Verstörte Männlichkeit

Beatrice Schlag

Ben Lerner: Die Topeka-Schule.  
Suhrkamp. 395 S., Fr. 37.90

Adam Gordons Geschichte beginnt mit einer nächtlichen Motorbootfahrt, bei der er so unaufhörlich redet, dass er nicht bemerkt, dass seine Freundin irgendwann ins Wasser gesprungen ist. Der Siebzehnjährige gerät in Panik, ruft vergeblich nach ihr, fährt an Land und findet sie vor der Tür ihres Elternhauses. Nun schäumt er vor Wut, verlangt Erklärungen. Sie sagt achselzuckend, sie habe Lust gehabt zu schwimmen. Und erzählt dann, wie ihr Stiefvater beim Nachtessen immer Monologe hielt und mit fürchterlichem Zorn reagierte, als er einmal bemerkte, dass sie und ihre Mutter sich längst kichernd in die Küche verzogen hatten, während er vor leeren Stühlen über Politik dozierte.



Ben Lerner's Roman handelt – nicht nur, aber zu einem wichtigen Teil – vom Reden der weissen Männer. Und darüber, wie es ihnen, Jahre vor Trump, als Mittel der Verständigung allmählich abhanden kam. Adam Gordon, der wortgewaltige Teenager mit den Migräne- und Wutanfällen, ist Lerner's Alter Ego.

### Angst vor Machtverlust

Aber der Autor, aufgewachsen als privilegierter Sohn linker Psychologen in Topeka, Kansas, will viel mehr als sein Erwachsenwerden aufarbeiten. Mit Erinnerungen an sein letztes Highschool-Jahr 1997 im Mittleren Westen der USA versucht er, verständlich zu machen, wie es kam, dass in Amerika unter Menschen, und er meint damit vor allem weisse Männer, eine Unterhaltung kaum noch möglich ist, egal, ob sie arm oder reich sind. Sprache ist zur Darstellung eines zurechtgelegten Selbst verkommen, das mit Anmassung und Aggression die Angst vor Machtverlust übertüncht. Ist der Angesprochene ein Gegner, wird er niedergemacht. Aber meist wird er kaum wahrgenommen.

«Die Topeka-Schule», in den USA von Kritikern gepriesen und von Barack Obama als das Buch genannt, das er als dringendste Lektüre für 2019 (Erscheinungsjahr der amerikanischen Ausgabe) empfehlen würde, ist ein beeindruckend brillantes, aber auch komplexes Buch. Wer es in einem Zug zu lesen hofft, liegt falsch. Man muss oft zurückblättern. Denn fast alles, was Lerner oft scheinbar beiläufig erwähnt, taucht in anderem Zusammenhang wieder auf, wie ein Stachel, der immer wieder woanders weh tut.

Adam Gordon ist eine der vier Hauptfiguren. Die anderen sind seine Therapeuten-Eltern, Jane und Jonathan, engagierte liberale Babyboomer, die Lerner in eigenen Kapiteln ihre Anschauungen, ihre Selbstzweifel und ihr Bild von Adam beschreiben lässt. Und dann ist da der geistig behinderte Darren Eberheart, gleich alt wie Adam, der als Mittelding zwischen bedauerndem Sozialfall und Maskottchen

von den privilegierten Kids der Highschool zu ihren Partys eingeladen wird – mit fürchterlichen Folgen.

Adam fühlt sich trotz seiner unschlagbaren Debattierfähigkeiten nicht als Kerl, sondern als intellektuelles Weichei. Er scheut auch vor der detailgenauen Beschreibung seines mit Hilfe von Büchern und Pornos erlernten Cunnilingus nicht zurück. Sie ist nicht nur für seine Freundinnen, sondern auch für Leserinnen beeindruckend kundig, gibt ihm aber kein Selbstbewusstsein als Mann.

Wie seine Altersgenossen will er hart sein und Frauen nehmen, was er sich nicht getraut. Wie sie schluckt er Drogen, säuft und rappt nach dem Vorbild der Schwarzen aus den Gangs, die er nur aus dem Fernsehen kennt. Was er kann, ist mit schnellen Wörtern auftrumpfen in einer Umgebung, in der rhetorische Rasanz wichtiger ist als das, was er sagt. Aber was weit mehr zählt, unter den privilegierten Kids seiner Privatschule wie unter denen der öffentlichen Schulen in Topeka, sind verächtliche Coolness

*Grundlos eskalieren Schlägereien, bei denen man dem Gegner auch noch mit Wonne in die Weichteile tritt.*

und Gewaltbereitschaft. Grundlos eskalieren Schlägereien, bei denen man dem Gegner auch noch mit Wonne in die Weichteile tritt, wenn er schon am Boden liegt.

### Überall Anführungszeichen

Was ist Adams Konflikt? Bei den Gordons zu Hause werden Probleme verbal «verarbeitet» – die Anführungszeichen sind von Lerner –, seit er denken kann. Er hat einen lebenswürdigen Vater, in dem Buch eine überraschend blutleere Figur, der den grössten Irrtum seines Berufs und seiner Generation darin erkannt hat, «zu glauben, dass wir nur eine Sprache für unsere Gefühle finden müssten, um sie zu überwinden».

Seine Mutter, eine sehr erfolgreiche und von Männern vielfach angefeindete feministische Autorin, ist die farbigste und wärmste Figur im Roman. Wie alle Frauenfiguren in der «Topeka-Schule» ist sie vor allem darum bemüht, die Folgen männlicher Härte abzufedern und ihre eigene heftige Geschichte hintanzustellen. Nirgends schreibt Lerner annähernd so behutsam und liebevoll wie in den Kapiteln, die ihrer Geschichte gelten. Aber auch ihr bleibt das Verlangen ihres Sohnes nach dem, was man heute «toxische Männlichkeit» nennt, ein Rätsel.

Lerner's Roman, der beginnt, als Clinton im Weissen Haus sitzt, und der während der Amtszeit von Präsident Trump geschrieben wurde, als die Sprache der Bedeutungslosigkeit neue Höhepunkte erreichte, ist der bisher wohl kühnste literarische Versuch, darauf Antworten zu finden.

# Neue Menschenrechte braucht die Welt

Thomas Sprecher

Ferdinand von Schirach: Jeder Mensch.  
Luchterhand. 32 S., Fr. 7.90

Bald sollen im Kanton Basel-Stadt nicht-menschliche Primaten das Recht auf Leben und weitere Rechte erhalten. Eine Volksinitiative will Menschenrechte auch für Affen. Denn was unter Menschenrechten zu verstehen ist, wird nicht überall gleich beurteilt, in China etwa oder in Nordkorea anders als im Westen. Auch im Ablauf der Zeiten haben sie unterschiedliche Ausprägungen erfahren.

Spuren von Menschenrechtskodifikationen hat man schon in Mesopotamien, Persien, in der Magna Carta Libertatum (1215), der Petition of Right (1628), der Habeas-Corpus-Akte (1679) oder der Bill of Rights (1689) erkannt. Staatsphilosophisch haben Hugo Grotius, Samuel Pufendorf und John Locke das Konzept der Menschenrechte auf naturrechtlichem Boden weiterentwickelt. Dann wurde ihm aufklärerische Energie zugeführt: In der Erklärung, mit der die dreizehn britischen Kolonien in Nordamerika am 4. Juli 1776 ihre Unabhängigkeit von Grossbritannien festhielten, führten sie aus, dass alle Menschen von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräusserlichen Rechten ausgestattet seien. Nicht mitgemeint waren die Sklaven.

## Kulturelles Konstrukt

1789, wenige Tage vor Beginn der Französischen Revolution, verfasste Marie-Joseph Motier alias Marquis de La Fayette, der ebenfalls am Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teilgenommen hatte, die «Déclaration des droits de l'homme et du citoyen» und sagte gleich im ersten Satz: «Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es.»

Seit dem Zweiten Weltkrieg hat es zahlreiche Versuche gegeben, diese Rechte zu aktualisieren: die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte durch die Uno von 1948, die Europäische Menschenrechtskonvention von 1953, die Charta der Grundrechte der Europäischen Union von 2009. In der Schweiz sind die Menschenrechte in der Bundesverfassung von 1999 verankert. Diese Zusammenstellungen beabsichtigen, allen Menschen Rechte zu verleihen einzig aufgrund ihres Menschseins, unabhängig von allen anderen Kriterien wie Alter, Geschlecht, Nationalität oder Hautfarbe. Darin lag ihre historische Radikalität. Allerdings gab es noch nie eine Menschenrechtserklärung, welche die Wirklichkeit beschrieb. Bis heute sind sie Visionen einer besseren Welt geblieben.



Grossartig formulierte Regeln: Autor von Schirach.

Längst hat sich der naturrechtliche Ansatz überholt. Menschenrechte sind ein kulturelles Konstrukt, die Menschenrechtskataloge stehen nicht ein für alle Mal fest. Die Menschen mögen gleich sein, die Menschenrechtserklärungen sind es nicht. Der Katalog von Menschenrechten ist *work in progress*, und wenn es gut

*Menschenrechtserklärungen sind bis heute Visionen einer besseren Welt geblieben.*

kommt, ist damit nicht nur Fortgang, sondern auch Fortschritt gemeint. Wobei man umgekehrt auch argumentieren könnte: Je mehr Menschenrechte der Mensch benötigt, desto schlimmer für ihn. Soweit die zuständigen Verfassungs- oder Gesetzgeber sie nicht für verbindlich erklärt haben oder sie nicht dem zwingenden Völkergewohnheitsrecht zugerechnet

werden, verleihen «Menschenrechte» keine juristisch durchsetzbaren Ansprüche. Deswegen ungeachtet erklimmen sie oft den Sockel einer moralischen Instanz, was in politischen, gesellschaftlichen und medialen Zusammenhängen von erheblichem Nutzen ist.

Darum erstaunen die Versuche nicht, immer neue Themen zu Menschenrechten zu veredeln: Schutz der sexuellen Selbstbestimmung, Anerkennung nichtbinärer Menschen, Rassismusverbot, Migrationsrechte, Schutz vor nachrichtendienstlicher Massenüberwachung und so weiter. Ursprünglich waren die Menschenrechte Abwehrrechte, ging es vor allem um den Schutz des Einzelnen vor staatlichen Übergriffen.

Nun nehmen die Gefahren für die Menschen nicht gerade ab. Im Schatten der Covid-19-Schlagzeilen und anderer Aktualitäten werden überall Angriffe vorbereitet und vorgenommen, gegen welche die bestehenden Menschenrechtskataloge unzureichenden



Schutz bieten. Verschärfend wirkt der Umstand, dass – im Zeitalter des Internets – die Attacken auch von neuen Akteuren kommen. Der Mensch muss nicht mehr nur vor Staaten geschützt werden.

Mit Recht hat man danach gefragt, ob nicht die Allgemeinen Geschäftsbedingungen von Apple, Google, Amazon und Konsorten für viele von höherer Bedeutung sind als etwa die schweizerische Bundesverfassung. Geschäftstätigkeit, Kriminalität und staatliches Handeln können zu denselben Bedrängungen führen.

Hier knüpft der Schriftsteller und Strafrechtler Ferdinand von Schirach an. Er ist ein Enkel des NS-Reichsjugendführers und Hauptkriegsverbrechers Baldur von Schirach, was in Deutsch-

**Von Schirach schlägt sechs neue Grundrechte vor, die verbindet, dass sie «einfach» und «naiv» seien.**

land jeden Feuilletonisten betört. Er erwähnt es auch in seinem neusten Büchlein «Jeder Mensch», das einer Reihe von höchst erfolgreichen Bänden mit Erzählungen, Essays und Gesprächen folgt. «Die Würde ist antastbar», hiess ein Essayband von 2014. Der Titel zeigt, dass nicht immer ist, was sein sollte. Von Schirach untersuchte die Charta der Grundrechte der Europäischen Union und kam zum Schluss, dass sie zwar «sehr fein austariert» sei. Aber ihre Verletzung könne vor den EU-Gerichten nicht eingeklagt werden. Ausserdem fehle ihr die Kraft der früheren Erklärungen. Und schliesslich genüge sie inhaltlich nicht mehr.

Aus diesen Gründen schlägt von Schirach sechs neue Grundrechte vor, die verbindet, dass sie «einfach» und «naiv» seien. Nämlich: «Artikel 1 – Umwelt: Jeder Mensch hat das Recht, in einer gesunden und geschützten Umwelt zu leben. Artikel 2 – Digitale Selbstbestimmung: Jeder Mensch hat das Recht auf digitale Selbstbestimmung. Die Ausforschung oder Manipulation von Menschen ist verboten. Artikel 3 – Künstliche Intelligenz: Jeder Mensch hat das Recht, dass ihn belastende Algorithmen transparent, überprüfbar und fair sind. Wesentliche Entscheidungen muss ein Mensch treffen. Artikel 4 – Wahrheit: Jeder Mensch hat das Recht, dass Äusserungen von Amtsträgern der Wahrheit entsprechen. Artikel 5 – Globalisierung: Jeder Mensch hat das Recht, dass ihm nur solche Waren und Dienstleistungen angeboten werden, die unter Wahrung der universellen Menschenrechte hergestellt und erbracht werden. Artikel 6 – Grundrechtsklage: Jeder Mensch kann wegen systematischer Verletzungen dieser Charta Grundrechtsklage vor den Europäischen Gerichten erheben.»

In der Tat: Diese grossartig einfach formulierten Regelungen sind jeder Diskussion wert. Fraglos müssen sie sogar laufend noch ergänzt

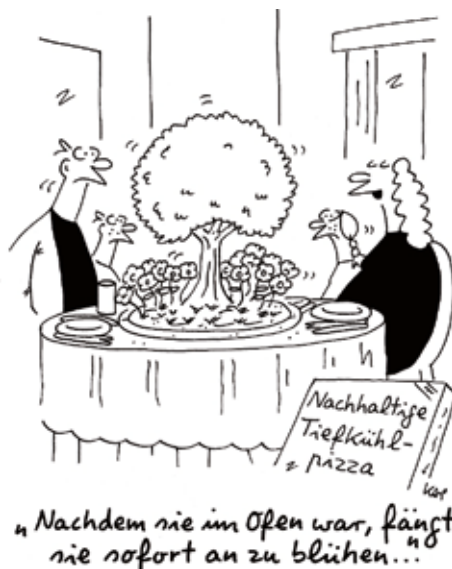
werden, denn die rasant wachsenden technischen Möglichkeiten, welche uns eine ethisch de facto ungebundene Wissenschaft und eine ubiquitär eingesetzte Digitalisierung bescherten, werden weitere Schutznormen dringend empfehlen.

Von Schirach regt eine Abstimmung über seine Vorschläge an und glaubt, diese gegen die direkte Demokratie mit ihren Abstimmungen rechtfertigen zu müssen. Demokratietheoretisch dürftig, hebt er die repräsentative Demokratie von der «absoluten Demokratie» ab, was immer das sei. Sodann stellt er die repräsentative Demokratie mit dem staatsrechtlichen Prinzip von *checks and balances* gleich, was ebenfalls fragwürdig ist, und wendet sich dann scharf gegen die direkte Demokratie: Volksabstimmungen seien – wie von Schirach zustimmend ein Diktum zitiert, das älter ist als er selbst – «eine Prämie für Demagogen», und er fügt apodiktisch an, sie seien «nur im kleinen Rahmen, nur auf lokaler Ebene» sinnvoll.

Natürlich haben Nachkriegsdeutsche furchtbaren historischen Grund, dem «Volk» zu misstrauen. Aber von Schirachs Aussage hätte an Richtigkeit gewonnen, wenn er hier seinen Universalismus gezähmt und explizit von Deutschland gesprochen hätte. Dessen ungeachtet ist seinem Projekt aller Erfolg zu wünschen. Vielleicht bekommen dann ja die Einwohner eines Landes der Europäischen Union, die an der Abstimmung teilnehmen dürfen und sollen, sogar Lust darauf, am politischen Prozess irgendwann doch stärker beteiligt zu werden.

Um auf die Affen zurückzukommen: Auch wenn es so scheint, sind die Menschenrechte nicht etwas rundum Gutes. Die meisten von Menschen ausgerotteten Tierarten hätten weniger Menschenrechte und weniger Menschen vermutlich geschätzt. Wir täten gut daran, der nichtmenschlichen Natur, von der wir leben, Rechte zu verleihen und diese zu unserem eigenen Schutz zu Menschenrechten zu machen.

Thomas Sprecher ist Rechtsanwalt und Literaturwissenschaftler.



## Die Bibel Gesetz und Ethik

*Wenn sich die Tochter eines Priesters durch Hurerei entweiht, so entweiht sie ihren Vater. Sie soll im Feuer verbrannt werden (Leviticus 21, 9).* – Manche Gesetze sind brutal formuliert. Sie sind Wegzeichen der Ethik, aber nicht die Ethik selbst. Das zeigt eine Geschichte voller Entgleisungen in Genesis 38: Juda heiratet eine kanaanitische Ausländerin und zeugt mit ihr die Söhne Ehr, Onan und Schela. Ehr heiratet später eine Frau namens Tamar und stirbt in jungen Jahren, «weil er böse war in den Augen des Herrn». Nun hätte sein nächster Bruder Tamar schwängern müssen, damit sie nicht kinderlos bliebe. Onan weigerte sich jedoch und «onanierte» vor ihr demonstrativ auf den Boden.

Nach diesem Debakel wollte Juda seinen dritten Sohn schonen und behielt die Witwe Tamar einfach im Haushalt. Sie aber wollte ein Kind, verhüllte sich als Dirne und verlockte Juda unerkannt zum Sex. Als ihre Schwangerschaft ruckbar wurde, plädierte Juda auf Todesstrafe. Doch Tamar konnte beweisen, dass genau er der Vater war. Sie wurde freigesprochen und gebar Zwillinge. Schon Judas Heirat mit der Kanaaniterin war ein Tabubruch. Tamar hatte ihre Kinderlosigkeit dem Fehlverhalten ihres Mannes zu verdanken. Onan verweigerte seine Pflicht in anstössiger Weise. Juda ging zu einer Dirne. Sex zwischen Schwiegertochter und Schwiegervater war ohnehin ein No-Go.

Trotz allen Pannen bleibt die Familie zusammen. Niemand wird bestraft. Offenbar steht über dem Gesetz etwas Höheres, nämlich das Wohl der Menschen und die Ethik. Gesetzliche Normen muss man stets im Licht der höheren Güter auslegen. Werden Menschen mit masslosen Strafen belegt oder gar hingerichtet, so ist das ein Hinweis, dass die Ethik fehlt. Gesetze und Überlieferungen sind (selbst)kritisch zu bedenken. Das führt zu einer toleranten Praxis.

Peter Ruch

# Schmale Kost

«Der Bestatter», «Wilder», «Tatort»:  
Warum versagt das Schweizer Fernsehen auf dem Serien-Markt?

Wolfram Knorr

Der Bestatter, Wilder, Tatort:  
abrufbar in der App Play Suisse

Fernseh Zuschauer, die nach abendlicher Zerstreuung fahnden, werden unvermeidlich auf «Notrufe», «Polizeirufe», «Sokos», «Knochenjäger», «Kommissare», «Bullen», «starke Teams» und – seufz – «Tatorte» stossen. Der Krimi metastasiert durch alle Programme, er ist die neue Gartenlaube. Ging's darin früher um die Erhaltung sogenannt bürgerlicher Rechte, geht es heute dank gutartigen Kommissaren und Kommissarinnen im Grunde ums Gleiche, aber politisch sehr korrekt.

Nicht Kreativität ist wichtig, sondern der Schutz der Minderheiten. Böse sind niemals Sinti, Roma, Muslime, Indigene, Migranten. Ermittler und Ermittlerin sind immer auch Empathiker, die in heiklen Problemfeldern nicht nur für Recht und Ordnung sorgen, sondern auch für Einsicht und Reuebereitschaft bei den Fehlgeleiteten. Das macht es aber auch immer schwieriger aufzufallen. «Wie gewinne ich ein möglichst grosses Publikum?», ist die entscheidende Frage. Im Paläolithikum des Fernsehens gab es noch Strassenfeger (wie «Das Halstuch» von Francis Durbridge, 1962). Die Zeiten sind längst vorbei. Heute treiben zudem noch zahlreiche Streamingdienste ihr Unwesen im monokulturellen Gehege.

## Altes in neuer Verpackung

Der Zuschauerfang hat oberste Priorität, auch bei Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). Es muss mithalten, darf sich nicht auf «Mini Schwiz, dini Schwüiz», «Samschtig-Jass», «SRF bi de Lüt» beschränken. Gemessen an der Einwohnerzahl vergleichbare Länder wie Dänemark und Israel mischen mit kreativer Kühnheit auf dem globalen Markt kräftig mit (etwa mit Serien wie «Borgen» und «Fauda»). SRF beteiligt sich am «Tatort», hat den «Bestatter» (2013–2019) erfunden und jüngst die Serie «Wilder», von der eine vierte Staffel in Arbeit ist. Abgesehen von der exzellenten Miniserie «Frieden», die

sich mit einem schweizerischen Historienstoff befasst, kommt das Fernsehfilmschaffen vom bewährten Schema konfektionierter Krimi-Dramaturgie nicht los, so sehr er sich auch bemüht, das Format zu überwinden.

«Der Bestatter» war ein solcher Fall. Schon der Titel weckte Hoffnungen: Leichen, Einbalsamieren, Särge, Abdankungen, Friedhöfe – eine schöne Offerte. Ein wenig, wie Anton Tschechows Erzählung «Rothschilds Geige» beginnt: «Das Städtchen war klein, schlimmer als ein Dorf, und es lebten darin fast nur alte Leute, von denen so selten welche starben, dass es einen beinahe ärgerte.» Solch hinter-sinnige Ironie hätte auch dem «Bestatter» wohl angestanden, zumal er in der Provinz (Aarau) spielt. Die HBO-Serie «Six Feet Under» beherrschte dieses Spiel mit der Ironie, auch mit der makabren. Es ist zu vermuten, dass der «Bestatter»-Erfinder sich davon inspirieren liess.

Doch was daraus gemacht wurde, war leider Altes in neuer Verpackung: Der Ex-Polizist Luc Conrad übernimmt das Bestattungsunter-



„10 Blutmischwaagen für eine  
Cocktailparty in Transsilvanien,  
bitte..?“



Nicht Kreativität ist wichtig,

nehmen seines verstorbenen Vaters, kann aber das Ermitteln nicht lassen. Conrad hätte auch ein Sägewerk, eine Kneipe, einen Friseursalon übernehmen können. In keiner Szene wurde das Besondere des Bestattungsberufsstandes sinnlich vermittelt, nicht mal ansatzweise. Was für eine Steilvorlage für gewitzte Autoren: Ein Ex-Polizist, der auf einmal mit den Beerdigungs- und Abdankungsritualen zu Rande kommen muss, zwischen Trösterei und Neugier laviert, zwischen Makabrem und Alltäglichem; der mit Trauernden das Gespräch sucht und das Provinzielle hätte ironisieren können.

Das Konzept blieb ungenutzt. Mike Müller als Luc Conrad mit grimmigem Gesicht, mephistophelischem Schalk in den Augen, ein Falstaff der Abdankerei, war die ideale Besetzung, aber mit oft faden Dialogen wurde er mehrheitlich alleingelassen. Im schwarzen Leichenwagen mit einem Bonsai-Nosferatu als Lehrling durch die Gegend zu gurken, sich mit Ex-Kolleginnen und -Kollegen zu kabbeln und rumzuschnüffeln: Das bleibt nährstoffarme Kleinkost.

## Unfreiwillig komisch

Ein auffallendes Merkmal der SRF-Eigenbau-Krimis ist eine seltsame Bedeutungshuberei, die an das «Konvertitensyndrom» erinnert, jenen Glaubensbekenntnis-Wechsel, der dann zur Übertreibung neigt. Das trifft auch auf den neuen «Tatort» mit den Ermittlerinnen aus Zürich zu. War Mike Müller ein leider nicht angezapftes Kraftreservoir, wirken die neuen «Tatort»-Schauspielerinnen Carol Schuler und



sondern der Schutz der Minderheiten: Szenen aus «Der Bestatter», «Wilder» und «Tatort».

Anna Pieri Zuercher wie entkernt und mit dem Wertekatalog der Emanzipation neu gefüllt. Aufrecht, starr, auch melancholisch, trägt vor allem Anna Pieri Zuercher die Werte wie eine Monstranz vor sich her.

Unfreiwillig komisch wird es, wenn sie in «Schoggiläbe» wie eine Betroffenheits-Scheherazade den Zuschauer direkt anzuraunen beginnt: «Heute Morgen liegt ein Mann in meinem Hauseingang, unter den Briefkästen. Es ist kalt draussen, unter fünf Grad. Ich bleibe stehen, sehe ihn an» und so weiter, dann: «Ich bin zur Arbeit gegangen. Was hätten Sie gemacht?» Na, zunächst mal fluchtartig weg-

### *Ein auffallendes Merkmal der SRF-Eigenbau-Krimis ist eine seltsame Bedeutungshuberei.*

gezappt. Das Konvertitensyndrom: Wenn wir «Tatort» machen, dann bohren wir tief und tauen den emotionalen Permafrost auf. Ob bei verfehlter Vergangenheit («Züri brännt») oder bei einem Familienclan («Schoggiläbe»): Talmi, kostbar kredenzt.

Auch die hochgelobte, allseits beliebte Serie «Wilder» ist letztlich bloss wunderschön in Szene gesetzte, konfektionierte Krimi-Kost. In der dritten Staffel treibt ein Serienmörder sein Unwesen, der Rache an allen übt, die den Unfalltod seiner Familie zu verantworten haben. Man weiss rasch, wer der Racheengel ist, was natürlich Absicht ist, man kennt das aus vie-

len Psychothrillern. Ein Einödbauer, ein grim-miger, schlummernder Vulkan, der Eier an die Polizeikantine liefert. In Flashbacks wird er von Frau und Tochter heimgesucht. Eine einzige gefrorene Wut; die Schweiz als Winterlandschaft, voll Schnee, Frost, Nebel, Eis. Und mittendrin in der klirrenden Kälte Rosa Wilder (Sarah Spale) und Kollege Manfred Kägi (Marcus Signer). Das äussere Bild der Schweiz soll ihr Inneres widerspiegeln: Gefühlskälte, Doppelzüngigkeit, Ellbogenmentalität, Vereinzelung. Der Serientäter als tragische Figur, dem jegliche Kontrolle entglitten ist, der die Wirklichkeit nur noch als bleiernes Alb wahrnimmt.

So war es in den skandinavischen Serien, etwa in «Die Brücke» und in «Kommissarin Lund», an denen sich die «Wilder»-Macher unübersehbar orientierten. Doch die Abgründigkeit und Radikalität der Skandinavier fehlt «Wilder». Psychologisch ist das dumpf-rabulistische Verhalten des Serienkillers – eine Art Hannibal Lecter als Waldschrat mit einer Prise edgar-wallaceschem Hexer – nicht nachvollziehbar. Auch wenn er bei seinen Eierlieferungen den alerten, eloquenten Karriere-Mauschlern und Vertuschern begegnet, die am tödlichen Unfall schuld sind, wirkt er nicht packend. Was bleibt, ist blosse Spannungsstimulanz (Wer ist das nächste Opfer?). Auch Rosa Wilder ist zu zugeknöpft, um zur Identifikation einzuladen. Eine merkwürdige Grämlichkeit und Muffelei liegen wie Mehltau über allen Staffeln.

Was ist los in diesem Land mit seiner knurrigen Erzähl(un)lust? Kein Humor, keine Ironie,

schon gar keine schwarzhumorigen Hinterhältigkeiten, nur diese seltsame Sucht nach Tiefe, Bedeutung und nicht recht zu ortender Relevanz. Liegt es an mangelnder Neugierde? An fehlendem Interesse für die Veränderungen einer Gesellschaft, die sich nicht mehr einfach zwischen die Berge kuscheln kann?

### **Weltläufigeres aus der Westschweiz**

Angesichts der Westschweizer Serie «Cellule de crise», in der es um eine internationale Hilfsorganisation und ein brisantes, politisch aktuelles Thema geht, kann man schon ins Grübeln kommen, warum die französischsprachige Schweiz in diesem Metier einfach weltläufiger ist. Das war schon beim «neuen Schweizer Film» zu beobachten. Während Alain Tanner («Messidor»), Claude Goretta («La dentellière») und Co. mit sinnlichem Vergnügen und emotionaler Kraft zu erzählen wussten, hatten ihre deutschsprachigen Kollegen Mühe, ihre fiktionalen Geschichten vom Kopf auf die Füsse zu stellen.

In «Cellule de crise» geht es unter anderem um einen Terroranschlag in einem jemenitischen Flüchtlingslager – ein Politthriller, an dem manches noch nicht so recht überzeugen will; spannend ist die Serie trotzdem. Warum sie erst um 23 Uhr im Deutschschweizer Fernsehen ausgestrahlt wird, ist unverständlich. Die Kollegen aus Zürich wollen oder können offenbar aus der Ackerfurche bewährter Krimi-Kost nicht raus. Dabei mangelt es an aktuellen Stoffen nun wirklich nicht.



*Das ganze Universum:* «Vierwaldstätter See» (1969) von Gerhard Richter.



*Fragilität und Brüchigkeit:* «Waldhaus» (2004), «Ohne-Titel» (1992), «8. Juni 2016 (7)» (2016).

## Kunst

# Unbegreifliche Wirklichkeit

Angelika Maass

Gerhard Richter: Landschaft.  
Kunsthaus Zürich, bis 25. Juli

Landschaft: «Wahrscheinlich das Tollste, was es überhaupt gibt.» Richter sagt es in Viktoria von Flemmings Filmporträt aus dem Jahr 1992, das am Ende dieser eindringlichen Schau zu sehen ist und einen Menschen vergegenwärtigt, welcher der «unbegreiflichen Wirklichkeit» malend gegenübertritt. Weit über hundert zwischen 1957 und 2018 entstandene Werke, von den postkartenkleinen Übermalungen bis zum monumentalen Gemälde für die Universität St. Gallen, geben Einblick in eines der Hauptkapitel im Schaffen von Gerhard Richter, 89: die Landschaftsmalerei. Die zuvor in Wien gezeigte Ausstellung ist die bisher umfassendste zu diesem Thema. Es eröffnet das ganze Universum Richters, in dem es von Abschieden nur so wimmelt. Ein Universum, das uns die Fragilität und Brüchigkeit der Welt vor Augen führt, die Uneindeutigkeit, die es auszuhalten gilt. Von dem, was ist, allein der Widerschein – und immer wieder: Schönheit.

### Unschärfe und Offenheit

Ein faszinierendes, vielseitiges und – auch das zeigt sich bei vertiefter Auseinandersetzung – verstörendes Thema, das der Berliner Gastkurator Hubertus Butin zusammen mit Cathérine Hug vom Kunsthhaus Zürich in fünf Kapiteln präsentiert. Entstanden ist eine klug durchdachte Schau mit vielen zum ersten Mal in der Schweiz zu sehenden Werken. Eine klar strukturierte Schau auch, weit, mit offenen Kuben, was Durchblicke, Konzentration und Zusammenschau ermöglicht.

Es beginnt mit «Landschaften aus zweiter Hand», bei denen eine fotografische Vorlage – gedruckte, von anderen oder selbst gemachte Fotografien – auf den Malgrund übertragen wird. In typisch richterscher Manier verwischt

*Der Stimmung erliegt man leicht. Weiter Himmel, atmosphärisches Licht, ungefähre Unendlichkeit.*

übertragen, «damit es nicht künstlerisch-handwerklich aussieht», damit keine Hierarchien entstehen. Dank der Unschärfe lässt sich mehr sehen im Bild, und es bleibt offener. Offener, ortloser, zeitloser. Lauter Werke also, in denen sich etwas von der Beziehung des Künst-

lers zur Wirklichkeit und zur Kunst ausdrückt. Unsicherheit überall. Auch da zeigt sich: Richter ist im Grunde ein philosophischer Künstler.

Einmal schleicht sich in diesem ersten Kapitel so etwas wie eine private Perspektive ein, und statt der Landschaft treten Menschen in den Vordergrund: «Familie im Schnee», 1966 nach einer Fotografie aus Richters Sammlung «Atlas» gemalt. Man muss gleich an «Onkel Rudi» und an das berühmte Bild «Tante Marianne» denken: die an Schizophrenie Erkrankte wurde Opfer der Nazi-Euthanasie. Einmal bekannt, lässt sich das Faktische nicht mehr wegdenken – auch wenn Richter sagt, dass dessen Sprache «die Sprache des Bildes eher stört oder sogar verhindert». Sonst aber hier: Farbiges, spektakulär Unspektakuläres wie «Regenbogen» oder der «Wasserfall» aus dem Kunst-



museum Winterthur, das Richter einst zu seinem Lieblingsmuseum ernannte.

Das zweite Kapitel ist mit seinen betörenden und irritierend schönen Landschaften ein gefährliches. Der Stimmung erliegt man nur allzu leicht. Weiter Himmel, atmosphärisches Licht, ungefähre Unendlichkeit. Natürlich gibt es da eine Verbindung zur Romantik; Caspar David Friedrich spielt für Richter eine grosse Rolle, einige seiner Bilder versteht er als Hommage an ihn.

«Davos», die Teyde-Landschaften, die «Abendstimmung», die Wolkenbilder: Gleichnisse wofür? Mag sein, dass da Erinnerungen an Verlorenes im Leben und in der Kunst hineinspielen. Von Transzendenz keine Spur – wen wundert's, bei einem, der so fundamental an Erkenntnis zweifelt wie Richter. Von Seh-

sucht dagegen schon. Sie kommt im Schaffen des Künstlers manchmal offen, noch öfter insgeheim zum Ausdruck.

### Musikalische Intensität

Im Übrigen tun die Besucher der Ausstellung gut daran, sich auf den Einblick in Richters Werkstatt einzulassen, den der Kurzfilm «In der Werkstatt: Gerhard Richter» (1969) bietet. Da geht einer hinaus, macht sich, indem er sie

*Von Transzendenz keine Spur – wen wundert's, bei einem, der an Erkenntnis zweifelt.*

fotografiert, ein Bild von der Landschaft, projiziert es, zurück im Atelier, auf die Leinwand, um die Komposition mit Linien genau festzuhalten, überträgt dann, das Foto in der Hand, Licht- und Farbwerte auf die grosse Leinwand und fabriziert (ja, fabriziert!) das Bild «Ruhrtalbrücke», das, abgesehen vom Sfumato, genau das zeigt, was sein Kamera-Blick (er male «so ähnlich wie eine Kamera», hat Richter bei anderer Gelegenheit gesagt) draussen in der Natur ausgesucht, «ausgeschnitten» und festgehalten hat.

Heterogenes hat Platz im dritten Kapitel, «Landschaft in der Abstraktion», in dem sich nicht nur Richters subversive Experimentierlust zeigt, sondern auch sein brennendes Suchen. Ein Suchen, das sich erneuert mit jedem Bild. Ob sich bewegte Pinselstriche zu Gebirgen formen, zu Städten, zum «Sternbild», gestisch heftig zu «Parkstück» und «Dschungelbild», oder der Bleistift Flächiges und Linienhaftes zusammenbringt: Man braucht das, was sich in Richters Bildern zeigt, nicht zu verstehen. Es reicht, sich ihnen auszusetzen, sie auszuhalten, einfach nur da zu sein vor ihnen.

Vor grossen, körperhaften Werken gelingt das verständlicherweise besser als vor kleinen. Besonders vor dem fast sieben Meter breiten «St. Gallen» (1989), wie die meisten Gemälde Richters, bei denen als Werkzeug die Rakel zum Einsatz kommt, eine Komposition von musikalischer Intensität. «Landschaften als fiktionale Konstrukte»: Vier imposante «Seestücke» dominieren das vierte Kapitel und schwindeln Erhabenheit vor, kombiniert Richter doch Himmel und Meer beziehungsweise Meer unter einem Himmel aus Meer zu neuen, ungewissen, überwältigenden Räumen. Auch das sind Antworten auf die «unbegreifliche Wirklichkeit».

Den vergleichsweise verspielten Schlusspunkt setzen die vielen «Übermalten Landschaften», bei denen sich Fotografien, selbst nur illusionistische Bilder, mit konkreter, realer Farbmaterie verbinden: überraschend, voller Wahrnehmungszauber. Auch da: das Schöpferische als Ereignis.



Gegen den Untertanengeist: Schauspieler der Aktion «Alles dicht machen».

## Social Media Satire auf die Realsatire Daniel Weber

allesdichtmachen.de

Am Mittwoch letzter Woche verabschiedete der Deutsche Bundestag mit grosser Mehrheit das verschärfte Infektionsschutzgesetz. Es ist ein Massnahmenhammer der Extraklasse, der fortan auf alle Deutschen niederfährt, sobald die Corona-Werte eine bestimmte Zahl überschreiten.

Am Tag darauf ging die Website allesdichtmachen.de online, auf der sich über fünfzig prominente Schauspielerinnen und Schauspieler in Videoclips mit ironischen Statements über die Corona-Massnahmen mokieren. Mit dabei «Tatort»-Stars wie Jan Josef Liefers und Ulrike Folkerts, Schwergewichte wie Ulrich Tukur und Hanns Zischler. Auf Youtube kann man sich die Kurzfilme an einem Stück anschauen; sie bescheren einem eine vernünftige Stunde.

### Hysterische Gesinnungswächter

Da wird mal mehr, mal weniger subtil karikiert, was die Corona-Massnahmen zusehends sind: legalisierte Freiheitsberaubung. Für Ulrich Tukur geht das alles zu wenig weit, er fordert die «erhabene Regierung» eindringlich auf, alle «menschlichen Wirkungsstätten und Handelsplätze» zu schliessen, auch die Supermärkte. Nadja Uhl liest ihren Kindern nur noch das neue Lieblingsmärchen vor, «Des Kaisers neue Kleider» – «aber das Kind am Ende lassen wir immer weg». Tina Maria Aigner macht sich verspielt auf die Suche nach dem Grund der Grundrechte – «Manchmal weiss man gar

nicht, wo er ist, der Grund». Und Claudia Rippe hat gelernt, dass es keinen Unterschied zwischen «wir» und «ihr» gibt. «Wenn ich Leute einsperren will, dann sage ich: <Wir müssen zu Hause bleiben. Wir alle, gemeinsam.>»

Die Schauspielerinnen und Schauspieler jammern nicht über die Zumutungen des Lockdowns für ihren zur Untätigkeit verdammt Berufsstand. Der Protest, der sich in den Videoclips ausdrückt, ist grundsätzlicher: Er persifliert den Untertanengeist, dem alle Corona-Massnahmen alternativlos willkommen sind. Die Satire zielt auf die Realsatire der Corona-Politik, deren Massnahmen widersprüchlich und intransparent sind, weder evidenzbasiert noch einer klaren Strategie folgend.

Die Website der Protestaktion «Alles dicht machen» brach noch am gleichen Abend unter dem Besucheransturm zusammen. Die allermeisten befürworteten die Aktion, aber die *woken* Gesinnungswächter verfielen auf der Stelle in Schnappatmung. Unter dem Hashtag «nichtganzdicht» machten sie gehässig bis hasserfüllt ihrem Abscheu Luft. «Eklige Ironie», urteilte der Medienjournalist Stefan Nigge-meier; ein anderer, Imre Grimm, schwang die Moralkeule: «[...] eine Verhöhnung der Hinterbliebenen von mehr als 80 000 Corona-Toten». Von «borniertem Schrumpfsarkasmus» sprach der Pianist Igor Levit. Der SPD-Funktionär und Rundfunkrat des WDR, Garrelt Duin, forderte für die Schauspieler ein Arbeitsverbot beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen.

Die Schauspieler wurden als Rechtsradikale beschimpft oder zumindest als Hohlköpfe, die den Applaus von der falschen Seite (AfD, FDP) in Kauf nehmen würden. Ein Vorwurf, den zwei Schauspieler vorweggenommen und ad absurdum geführt haben: Jens Wawrczek sinniert über das Problem, das sich ergibt, weil er Angst vor Beifall von der falschen Seite hat.

Steht er auf der Bühne, darf darum in der rechten Saalhälfte niemand sitzen. Aber wenn er dann unten steht? Es gibt nur eine Lösung: «Das Theater muss ganz leer sein, dann fühl ich mich sicher.» Markus Gläser – «Mir ist Haltung wichtig» – will sich bei der Arbeit in keine rechte Ecke stellen lassen. Darum wünscht er sich ab sofort: «Filmsets nur in runden Räumen».

Nicht alle liessen sich von der Hysterie der Moralinsauern anstecken. «Wunderbar ironisch», nannte Sahra Wagenknecht die Aktion, Armin Laschet fand es «berechtigt, auch die anderen Opfer der Pandemie zu benennen». Und Karl Lauterbach, die Corona-Kassandra der SPD, twitterte: «Sie haben ein Anliegen, wie wir Wissenschaftler und Politiker auch. Toleranz muss sein.» Beschämende Verständnislosigkeit herrschte dagegen in fast allen Medien. «Misslungene Satire», nörgelte die FAZ, und das war noch einer der gnädigeren Kommentare.

Jan Josef Liefers («Verzweifeln Sie ruhig», sagt er am Schluss seines Clips, «aber zweifeln Sie nicht.») liess sich von den Angriffen nicht ins Bockshorn jagen. «Mir fehlt im Moment die Transparenz. Wie kommt eine Bundesregierung nach so vielen im Grunde halben, Viertel-, ganzen, Dreiviertel-Lockdowns auf die Idee, es immer wieder zu machen?», sagte er in einer Talkshow. Einige der Schauspieler, darunter Ulrike Folkerts, Meret Becker und Heike Makatsch, haben dem Druck der Pöbler nachgegeben, ihre Clips zurückgezogen und Abbitte geleistet – der Vorgang erinnert fatal an die rituelle Selbstkritik im maoistischen China.

Der Streit um «Alles dicht machen» ist ein deprimierendes Lehrstück. Es zeigt, wie massiv der Konformitätsdruck inzwischen geworden ist. Engstirnige Gesinnungstyrannie macht sich breit: Wer die Werte, die man selber hat, nicht teilt, wird verurteilt. Genauso hat noch jede Hexenjagd angefangen.

## Pop

# Erfrischende Pop-Drinks

Anton Beck

Vanessa Mai: Mai Tai. Ariola.

Seinen Platz in der Welt zu finden, ist nie einfach. Und in der Musikwelt noch viel schwieriger. Hat man ihn einmal gefunden, braucht es schon viel Mut, um wieder etwas Neues zu wagen – Mut, den die Sängerin Vanessa Mai auf ihrem neuen Album «Mai Tai» beweist. Die 28-jährige Baden-Württembergerin wurde bisher mit dem Stempel «Schlager» versehen und daher auch oft ein bisschen belächelt. Auf ihren früheren Alben «Für dich» (2016) und



Neuer Kurs: Musikerin Vanessa Mai.

«Regenbogen» (2017) hat sie diesen Ruf gerne befeuert und mit dem Album «Schlager» (2018) endgültig zementiert.

Das Geschäft lief gut, Mai hat ihre Fans, ihre Instagram-Community, ihre gefüllten Konzerthallen, und auch den einen und ande-

**Endlich traut sich eine Popsängerin, emotional zu werden – in allen abgründigen und schönen Facetten.**

ren Preis hat sie erhalten. Aber nun macht sie mit «Mai Tai» eine gewagte Drehung, raus aus ihrer Komfortzone und rein in den deutschsprachigen Pop – ein beliebtes, aber genauso umkämpftes Genre. Tim Bendzko, Joris, Win-

cent Weiss: Vor allem ist es auch ein männliches Genre, geprägt von einfühlsam-verliebten jungen Deutschen, die sich nicht richtig getrauen, pathetisch zu werden; aber genau im zum Scheitern verurteilten Versuch liegt der Charme.

Textlich macht Vanessa Mai das ähnlich, sie geht aber noch einen Schritt weiter. Während beispielsweise Wincent Weiss in «Kaum erwarten» sich an der platonischen Idee von ewiger Treue ergötzt, traut Mai sich in abgründigere Gefühle vor – so weit, dass es grenzwertig wird. Würde etwa ein Mann singen, was Mai in «Leichter» singt, wäre ihm die Verurteilung als Stalker sicher: «Ich will nur, dass du weisst, ich steh' vor deiner Wohnungstür, würd' so gerne hoch zu dir. Sag mir, wann wird's leichter? Sag mir, wo du grade bist, Babe, seh' dich immer noch ständig auf meinem Display.» Oder: «Kann nicht mehr, will nicht mehr, doch find' mich viel zu oft nachts vor der Tür, wo du wohnst.»

Was bisweilen seltsam wirkt, entfaltet aber gerade auf melodischen Songs wie «Eine Sekunde» oder «Safe Du» eine fantastische Wirkung. Endlich traut sich eine Popsängerin, emotional zu werden – in allen abgründigen und schönen Facetten, die dieses Wort beinhaltet –, ohne in den Kitsch abzudriften; ummantelt von solid-produzierter, zeitgeistig klingender Popmusik.

Ganz los vom Schlager kommt «Mai Tai» noch nicht. Singles wie «Lande-bahn» klingen so voluminös und kantenlos wie auf einem Helene-Fischer-Konzert; dazu ein Text, der zwischen Schlichtheit und Realitätsferne hängt. Doch abgesehen

von diesen paar Stücken, die so klingen, als hätten Vanessa Mais frühere Manager darauf bestanden, dass sie aufs Album kommen, ist der neue Kurs der Sängerin überraschend und erfrischend. Tatsächlich so wie der Cocktail, der dem Album den Namen liefert.

Mai selbst sagte dazu kürzlich in einem Interview, dass sie nicht von der «Wandlung eines musikalischen Stils» sprechen würde, sondern viel eher von der «Entwicklung als Künstlerin». Was wie eine abgedroschene Phrase klingen mag, ist in der Schlagerwelt nicht selbstverständlich. Von anderen Schlagerstars wird man einen solchen Satz kaum hören. Oder wie Mai es selbst über sich und ihre Fans sagte: «Ich glaube, unser Weg ist ziemlich einzigartig.»

## Jazz

# Hurrikans Auge

Peter Rüedi

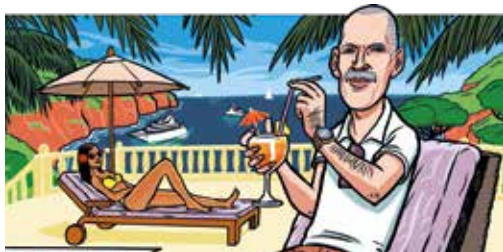
Vijay Iyer (Linda May Han Oh, Tyshawn Sorey): Uneasy. ECM 2692 3520696

Zuweilen entsteht Kunst ja aus Kunst, also auch Musik aus Musik. Nicht im Sinne eines kopistischen Epigontums (wenn sie denn Kunst sein will), wohl aber in dem einer kreativen Auseinandersetzung mit einem (geschichtlichen) Kontinuum. Das Originalgenie, das voraussetzungslos aus dem Nichts in die Welt plattzt, ist ein Mythos. Auch Shakespeare ist ohne lebendigen Bezug zu seinem künstlerischen Umfeld nicht denkbar. Das schmälert sein Genie nicht, die Einzigartigkeit dessen, was er aus den Anregungen seiner Zeitgenossen (und der Antike) geschaffen hat.

Vijay Iyer, geboren 1971 als Sohn südindischer Immigranten in Albany, New York, ist ein ebenso eigenwilliger wie universal inspirierter und interessierter Pianist und Komponist. Eines der Alben dieses ebenso impulsiven wie hochreflektierten Musikers heisst «Historicity», und das meinte keineswegs nur retrospektiven Bezug zu grossen Neuerern der Jazzgeschichte wie Cecil Taylor, Andrew Hill oder Thelonious Monk, sondern die Entdeckung einer Energie, die auf dem Boden ganz eigener Erfahrungen eine neue Kunst zündet. Iyer beschäftigt sich gern mit Naturwissenschaften und Mathematik (schrieb auch schon mal für den britischen *Guardian* einen Essay über den Zusammenhang von John Coltranes Skalen und den Fibonacci-Zahlen). Dabei ist seine Musik bei all ihrem abstrakten Zauber viel zu emotional, als dass sie uns als Fortsetzung der Mathematik mit anderen Mitteln erschiene. So wenig wie die seines jüngsten Trio-Albums trotz vieler scharfer und scharfsinniger Anspielungen auf den gesellschaftlichen Zustand der USA eine Fortsetzung von Politik mit anderen Mitteln ist.

Die CD heisst «Uneasy», nach dem Titel eines Tanzprojekts von Iyer von vor zehn Jahren; und einen politischen Bezug verraten auch Stücke wie «Combat Breathing» oder «Children of Flint» (die Opfer einer Umweltkatastrophe in Michigan). Allein, das verengt die Musik nie zum agitatorischen Instrument, bestimmt allerdings die Dringlichkeit dieser im kompakten Zusammenspiel des Trios mit der Bassistin Linda May Han Oh und dem Drummer Tyshawn Sorey entwickelten, meist komplexen Stücke. Iyers Pranke verrät seine Bewunderung für McCoy Tyner. Das ist die heftige Seite. Aber, wie sagt er selbst: «Wir widmen uns beidem, dem Lauten und dem Ruhigen [...], dem Hurrikan und dessen Auge.»

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich, der Starversther

Mark van Huissingling

Leserinnen und Leser, geboren vor zirka 1973 (also 97 Prozent meines Publikums, schätze ich) plus ausgestattet mit einem Elefantengedächtnis, erinnern sich an den *take* aus «Lost in Translation», in dem Bill Murray einen amerikanischen Schauspieler spielt, der in Tokio einen Werbefilm für eine japanische Whisky-Marke dreht: «For relaxing times – make it Suntory time.»

Der Auftritt ist nicht bloss lustig, sondern auch ein Beispiel für «Kunst imitiert das Leben, das Kunst imitiert». Was ich mit diesem komplizierten Satz sagen will – kurze Zeit danach begann George Clooney für Nespresso Reklame zu machen. Ähnlich wie die erfundenen Alkohol-Clips aus dem Kino waren seine tatsächlichen Kaffee-Videos nur ausserhalb Amerikas zu sehen (seit 2015 werden sie auch in Clooneys Heimmarkt ausgestrahlt).

Die längste Zeit fand man es eher uncool, wenn Filmstars und andere Popkultur-Berühmtheiten aus offensichtlichen Gründen Reklame machten. Das war was für Stars, die man schon zuvor kaum als Rollenmodelle wahrgenommen hatte – Thomas Gottschalk wirbt für Haribo und McDonald's? Klar, wen kümmert's? Aber, sagen wir, Bryan Ferry verkaufte Autos (er war mal «Freund des Hauses» von Brioni, immerhin) oder David Bowie hätte einen Finanzdienstleister empfohlen... *Oh, no.*

Für die Mehrheit der Millennials, mit Jahrgängen von Anfang der 1980er bis in die späten 1990er Jahre, sowie der Generation Z (zwischen 1997 und 2012) ist das anders. In ihrer jungen Einschätzung verströmt es keinen Hautgout, kein *Gschmäckli*, wenn Stars dank ihres Status Waren oder Dienstleistungen verkaufen und so zusätzlich kassieren. Beziehungsweise

die kommerzielle Kraft einer Celebrity macht diese erst richtig gross, vor allem wenn sie oder er sich nicht in den Dienst von jemand anderem stellt, sondern eigene Angebote vermarktet. Denn Schauspielern, Musikmachern oder Modellen können viele, drum bringt's das allein nicht. Wenn einer dagegen zusätzlich, in Personalunion, auch noch Ich-Unternehmer ist, dann hat das schon was. Und *top of the pops* sozusagen ist, wer so zum Milliardär aufsteigt.

Zur Beweisführung dient Instagram, ein Social-Media-Kanal oder «QVC für Millennials» (Amanda Hess in der *New York Times*; es handelt sich dabei um einen Dauerwerbe-TV-Sender). Früher liefen Lockvogel-Berühmtheiten Gefahr, ihre Glaubwürdigkeit als angesehene Künstler zu verspielen, wenn sie ausverkauften, schreibt die NYT-Journalistin, heute sei's das Gegenteil, «sie werden dafür respektiert, wie viel Einkommen sie auf diese Art erzielen».

Rihanna verkauft ihren über 90 Millionen Followern Unterwäsche der eigenen Marke (und versuchte es mit teurer Mode, zusammen mit der LVMH-Gruppe, was nicht funktionierte, Maison Fenty ist schon wieder *fermé*). Von Rita Ora – 16 Millionen Follower – gibt's Bettwäsche und von Kim Kardashian formgebende Kleidung, unter anderem. Die Letztgenannte ist eine sogenannte Nichtleistungsprominente, einverstanden, ein Reality-TV-Star. Macht aber nichts, sie hat 210 Millionen Follower und soll Milliardärin sein. Kylie Jenner, aus derselben grossen Familie

*Jede Generation hat die Berühmtheiten, die sie verdient, kann man schreiben ohne Groll.*

und mit vergleichbarem Lebensentwurf/ähnlicher Laufbahn, soll 700 Millionen Dollar (630 Millionen Franken) haben sowie 222 Millionen Follower. Das Vermögen von Kanye West schliesslich, früher Rapper im Hauptberuf und zurzeit noch Ehemann von Kardashian, wird auf 6,6 Milliarden geschätzt (halbzuverlässige Quelle: *New York Post*).

Jede Generation hat die Berühmtheiten, die sie verdient, kann man schreiben ohne Groll. Nachdenklich aber stimmt, wenn Berühmtheiten der Generation Ihres Kolumnisten – und somit wahrscheinlich auch seiner Lese-

rinnen – sich der Sogwirkung der heutigen Alphamännchen und -weibchen nicht entziehen können. Catherine Zeta-Jones verkauft seit kurzem eigenen Kaffee und alles Mögliche, was damit zu tun hat (*mugs* et cetera); zur Entschuldigung darf festgehalten werden, dass sie keine Filmkarriere mehr hat, dafür Geld (45 Millionen Pfund). Noch merkwürdiger, für MvHs Verständnis auf jeden Fall, war jüngst der Auftritt von Bruce Springsteen als Lohn-Nehmer: Mit 71 Jahren (und 500 Millionen Dollar Vermögen) machte er erstmals Reklame, für Jeep.



## UNTEN DURCH

### Coq au Vin

Linus Reichlin

Mein Vater hat in seinem Leben kein einziges Mal gekocht. Vom Staubsaugen oder Fensterputzen oder dem Reinigen des Bads will ich gar nicht reden. Ein Staubsauger war für ihn etwas Ähnliches wie ein Tampon: Warum sollte ein normaler Mann so etwas in die Hände nehmen? Der Staubsauger gehörte für ihn zum Arsenal der weiblichen Technik, zusammen mit dem Teppichklopfer, dem Staubwedel und der Geschirrbürste. Mein Vater putzte zwar auch Dinge: sein Sturmgewehr, seine Privatpistole und am liebsten seinen Dodge Dart. Doch beim Putzen dieser ehrenvollen Gegenstände sah er sich in der Tradition der Innerschweizer Reisläufer, die ja ihre Hellebarden auch selber geputzt hatten.

Im Militärdienst hatte er sogar seine Gabel und das blecherne Essbesteck in Bächen geputzt, unter freiem Himmel und in Schreckschussweite des Manöverfeindes. Doch zu Hause waren seine Zähne das Einzige, was er putzte, ohne sich in seiner Mannesehre gekränkt zu fühlen. Als meine Mutter einmal län-



gere Zeit als Putzkraft ausfiel, weil sie wegen eines Rückenleidens in die Kur musste, assen mein Vater und ich ausschliesslich im Gasthaus «Rössli». Oder wir liessen uns aus dem «Rössli» die warmen Speisen bringen, und das schmutzige Geschirr verstaute wir im Spültrog. Als die Ladekapazität des Spültrogs ihr Limit erreichte, räumten wir einen Küchenschrank aus und stellten die benutzten Teller dort hinein. Als uns die sauberen Teller ausgingen, kauften wir Papierteller. Über all das verlor mein Vater kein Wort. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, mich mit dem Geschirrspülen zu beauftragen oder dem Putzen der Toilette, die ich nach zwei Wochen nur noch mit einer Nasenklammer betrat. Niemals hätte er von mir verlangt, etwas zu tun, das er selbst nie getan hätte.

Während unsere Wohnung im Dreck versank, stand draussen vor der Garage der Dodge Dart – blitzblank, innen wie aussen: Ich drückte meine Pickel im perfekt polierten Rückspiegel aus, weil ich im Badezimmerspiegel mein Gesicht kaum noch sehen konnte. Wenn ich das Bedürfnis hatte, etwas Sauberes anzufassen, strich ich in der Garage mit dem Finger über die Felgen des Dodge Dart. Man konnte sogar die Verschlusshäubchen der Reifenventile anfassen, ohne dreckige Finger zu kriegen, denn mein Vater reinigte sie mit Wattestäbchen.

Am Montag war das Gasthaus «Rössli» jeweils geschlossen, und die Ernährungslage wurde kritisch. Selbst das Erhitzen von Wiener Würstchen im Wasser kam für meinen Vater nicht in Frage, da man es ihm als Kochen hätte auslegen können. Auch ich empfand eine gewisse Scheu davor, einen Topf mit Wasser auf den Herd zu stellen. Ich hatte in der Schule zwar schon gehört, dass Frauen in mancher Hinsicht nahezu ähnliche Fähigkeiten besitzen wie Männer, so wie Schimpansen unter bestimmten Bedingungen sich zwei oder drei menschliche Wörter merken können. Die Vorstellung, als Mann Wiener Würstchen zu erhitzen, war für mich nicht mehr so grundsätzlich absurd wie für meinen Vater. Aber eben doch noch absurd genug, um es gar nicht erst zu versuchen.

Irgendwann kam dann ja auch meine Mutter wieder zurück, und schon einen Tag später konnte ich in der Toilette die Nasenklammer abnehmen. Auch in der Küche musste ich nicht mehr durch den Mund atmen. Diese Erfahrung, frei atmen zu können, sobald eine Frau im Haus

ist, beeinflusste später stark meine Einstellung gegenüber der Gleichberechtigung, die umso positiver wurde, je besser meine jeweiligen Freundinnen kochten und je lieber sie putzten. Als die Gleichberechtigung dann unerwarteterweise tatsächlich verwirklicht wurde, begann ich, Kochkurse zu belegen, um der weiblichen Vorherrschaft etwas entgegenzusetzen, nach dem Motto: «Jetzt wollen wir mal sehen, wer den besseren Coq au Vin kocht!»



## FAST VERLIEBT Sexuelle Energie Claudia Schumacher

Als Frau mit gesundem Appetit habe ich das Klischee, mit dem ich in unserer Gesellschaft aufwuchs, nicht ganz verstanden: Männer wollen mehr Sex als Frauen. Und weil Männer nur das eine wollen, verdrehen Frauen die Augen über sie. Denn sie sind ganz anders. Sittsam und rein.

Erfrischenderweise ist die Vorstellung davon, wer in unserer Gesellschaft wie viel Sex braucht, ähnlich den Moden unterworfen wie körperliche Schönheitsideale. Die massvolle Frau ist in beiden Fällen eine relativ neue Erfindung: Im Barock galt ein Doppelkinn (!) bei Frauen als besonders begehrenswert, und im Bett hielt man uns bis ins 18. Jahrhundert hinein für die sexuell zügellosere Hälfte der Menschheit.

Damals waren es die Frauen, die nur das eine wollten – und die Männer waren es, die man vor der weiblichen Unersättlichkeit schützen musste. Diese «Erkenntnis» war damals so landläufig, dass sie als Erklärungsmuster in den Hexenprozessen diente: Weil Frauen sexuell zügellos sind, stehen sie – anders als Männer – dem Teufel nah. Denn der Teufel kann immer, und das ist es doch, was Frauen sich wünschen, nicht? Die permanente Begattung.

Während der Mensch im Verlauf der Geschichte also mal den Mann und mal die Frau als heillos triebhaft verstand, ist die Gegenkategorie immer die gleiche geblieben: Zivilisation. Über Jahrhunderte hinweg sollte der angeblich vernunftbegabte und zivilisierte Mann die Frau züchtigen und aus den Niederungen ihrer Gelüste erheben. Frauen sind der «Feind der Freundschaft, eine unausweichliche Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, eine begehrenswerte Katastrophe, eine häusliche Gefahr, ein erfreulicher Schaden, ein Übel der Natur»: So stand es im «Hexenhammer» von 1487.

Und gerade so, als hätten sich die Menschen dadurch nicht schon als restlos irre gezeigt, stellte man diese durchgeknallte Weltsicht im 19. Jahrhundert einfach noch komplett auf den Kopf: Die festgefahrenen Rollen wurden vollständig vertauscht. Schon im Jahr 1779 heisst es plötzlich beim schottischen Aufklärer William Alexander: «Der Mann ohne weibliche Begleitung ist ein gefährliches Tier der Gesellschaft.» Um 1800 beginnt sich diese neue Sicht zu verfestigen, und Männer gelten als unmoralisch und triebgestört, während Frauen angeblich am liebsten mit Keuschheitsgürtel rumlaufen.

Ist ein Mann, der wenig Sex will, also ein Schlappschwanz? Und hat eine Frau, die viel Sex braucht, zwangsläufig ein seelisches Problem? Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass man diese Fragen genauso wenig prinzipiell beantworten kann wie die Frage, wer die High Heels tragen sollte (das waren früher die Männer, insbesondere: der König).

Ob Sie gerade Lust haben, hängt von Ihrer Tagesform, Ihrem Mittagessen oder Ihrer Fitness ab – ob Sie ein Mann oder eine Frau sind, ist dabei ziemlich bums.



# Schlüssel zur Unabhängigkeit

Ich bin nicht mehr frei, nach Lust und Laune meine Zelte aufzuschlagen, wo ich möchte.



*Subform der Freiheit.*

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich mich zum letzten Mal wirklich frei gefühlt habe. Wann ich gefangen war in einem Moment der Freiheit. Vielleicht auf diesem Boot auf dem Amazonas, als ich auf seinem braunen Wasser glitt und mich die grünen Ufer so verschlangen, dass nichts anderes mehr von Bedeutung schien.

Ich vermute, dass Freiheit als Thema und Möglichkeit deshalb jetzt in mein Bewusstsein tröpfelt, weil das Leben eingepfercht ist von Verordnungen und Bestimmungen und die Bürgerrechte da und dort ausser Kraft gesetzt worden sind, zum Schutze des Lebens, wie es heisst, aber ein Leben ohne Freiheit ist natürlich keines.

Natürlich gibt es keine absolute Freiheit, zumindest nicht aus neurobiologischer Sicht, das Hirn gaukelt sie einem bloss vor, und der Mensch, sich selbst gegenüber ein naiver Betrachter, fällt gerne darauf rein. Aber es gibt eine Subform der Freiheit, eine lebbare und pragmatische, es ist die Unabhängigkeit.

## Flüssiger Stoff

Einst führten Länder Kriege um sie, Menschen kämpften gegen ihre Regierenden um sie, es scheint lange her und der Glamour ihrer Glorifizierung längst matt. Männer verlassen wegen ihr noch ihre Frauen, Frauen ihre Männer und vielleicht eine Handvoll ihr Land, weil die Abhängigkeit von seinen Systemen zu gross geworden ist und der Spielraum in ihnen zu klein.

In diesem Mechanismus der Abhängigkeit geschieht nun etwas Seltsames; das Subjekt, also wir, wir tun nichts anderes als das, was unser Gehirn mit der Freiheit tut; wir gaukeln uns Unabhängigkeit vor. Weil wir, wenn wir wollten, unseren Job hinschmeissen könnten, unsere Wohnung verlassen und auf der Strasse leben, jederzeit verreisen, wenn wir wollten, oder uns im Jura ein Plätzchen Land kaufen und dort in einem Wohnwagen leben und so weiter. Mehr Unabhängigkeit, so wie ich das ausmache, ist nicht zu haben in unserem kleinen Land grosser Regularien.

Es scheint klar, dass der Staat ein Interesse daran hat, die Sehnsucht im Volk nach Unabhängigkeit nicht allzu sehr köcheln zu lassen. Allzu viel Unabhängigkeit lässt den Motor des Systems stottern, das nur dann funktioniert, wenn die meisten ihre Autonomie als Subjekt hintanstellen und sich begnügen mit den offerierten Belohnungsbrosamen, diesen Tranquilizern. Das ist der Deal. Man mag über diesen existenziellen Balanceakt konsterniert sein oder entsetzt oder völlig ignorant. Für ihn spricht, dass er bis vor ein paar Jahreszeiten ganz ordentlich funktioniert hat. Wir funktionierten für den Staat, der Staat mehr oder weniger für uns. Ich hätte nie gedacht, dass meine Unabhängigkeit eine Spritze braucht, ein Vakzin, das nicht von geistiger Natur ist wie Verlangen oder Sehnsucht, sondern ein flüssiger Stoff namens mRNA. Er ist künftig der Schlüssel zur Tür der Unabhängigkeit. Ohne ihn im Blut und

entsprechendem Zertifikationsausweis bin ich nicht mehr frei, nach Lust und Laune sozusagen meine Zelte dort aufzuschlagen, wo ich möchte, weil das Dort, wo ich möchte – machen wir uns nichts vor –, nur Platz haben wird für Geimpfte.

## Keiner sagt «Entschuldigung»

Das ist eine, aber wesentliche Facette in diesen *temps de merde*, dass man zwei Spritzen braucht für die Selbstverständlichkeit der Unabhängigkeit, vielleicht, sogar wahrscheinlich, für den Rest seines Lebens. Ich weiss, das wird irgendwann zur Routine, so wie der Aufenthalt in einem Gefängnis oder in einem unbequemen Leben. Aber es macht mich mehr als ärgerlich, es macht mich wütend, immer noch.

Die noch grössere Wut hege ich nur den Amateuren vom Bundesamt für Gesundheit gegenüber, einer Behörde, die krank macht und deren kolossale Unfähigkeit und Ignoranz dafür verantwortlich sind, dass unser Grundrecht auf Unabhängigkeit länger als nötig ausser Kraft gesetzt wird, weil diese Beamten lieber ein paar läppische Millionen sparen und gar nicht auf den Gedanken kamen, dass es darum gehen könnte, uns so schnell wie möglich die Rückkehr zu unseren unbezahlbaren und per Verfassung garantierten Rechten zu erkaufen. Und wirklich unverzeihlich scheint mir, dass sich bis jetzt alle aus diesem staatlichen Konvolut der Inkompetenz nur rechtfertigen. Und keiner den Mut hat zu sagen: «Entschuldigung.»

# An den Polen

Freitodbegleiterin Beatrice Brändle, 70, erzählt vom Balanceakt ihrer Tätigkeit.

**M**ein Engagement als Freitodbegleiterin mag auf Menschen, die sich nicht mit dem Tod befassen, befremdend wirken. Seit frühester Kindheit interessieren mich Menschen und ihre Lebensgeschichten. Meine erste Begegnung mit dem Tod hatte ich, als meine Pfadführerin an Krebs starb. Wie mich ihre Mutter zu ihrer toten Tochter führte und zu ihr sagte, ich sei gekommen, um mich von ihr zu verabschieden, werde ich niemals vergessen.

Aufgewachsen bin ich als jüngstes von drei Mädchen im St. Galler Rheintal. Nach der Matura, 1970, reiste ich mit dem Bus alleine durch Amerika. Die Konfrontation mit Armut und Rassismus prägte meine Weltsicht. Nach meiner Rückkehr arbeitete ich aushilfsweise als Primarlehrerin, begann anschliessend ein Anglistikstudium und wechselte dann an die Schule für Soziale Arbeit in Zürich, wo ich die Ausbildung zur Sozialarbeiterin machte. Später arbeitete ich als Berufsbeiständin. Bei der Erziehung meiner



Wertfragen: Beatrice Brändle.

beiden Söhne wurde ich immer wieder auch mit Wertfragen herausgefordert, weshalb ich eine Laientheologieausbildung in Angriff nahm. Von der Kirche als Institution hatte ich mich zuvor schon weit entfernt.

Vor meiner Pension wusste ich, dass ich einer sinnstiftenden Tätigkeit nachgehen wollte. 1991 wurden mein Mann und ich Mitglieder von Exit. Selbstbestimmung war mir stets ein zentraler Wert, und Freitodbegleiterin schien mir eine Möglichkeit, Menschen bei

der Verwirklichung ihrer Selbstbestimmung zu unterstützen. Die Menschen, die ich begleite, leiden meist an einer unheilbaren, weit fortgeschrittenen Krankheit, die die Lebensqualität massivst einschränkt. Ich finde, jeder Mensch soll selber entscheiden können, wie viel Leiden für ihn zumutbar ist.

## Schönes und Schwieriges

Die wichtigste gesetzliche Voraussetzung ist die Urteilsfähigkeit. Der Sterbewunsch muss zudem autonom, wohlwogen und konstant sein, damit der Entscheid nicht Resultat einer depressiven Verstimmung oder Krise ist. Wenn ich der sterbewilligen Person erstmals begegne, besprechen wir, ob es Alternativen gibt, umstimmen möchte ich aber niemanden. Die Betroffenen reden mit grosser Offenheit über ihre Lebensgeschichte, über Schönes und Schwieriges, was sie erlebt und gelebt haben. Da in der Regel Angehörige dabei sind, kann ich die Persönlichkeit gut erfassen und ihren Wunsch nach einem würdevollen Tod nachvollziehen.

Ist das Datum festgelegt, erkläre ich, wie es an diesem Tag ablaufen wird. Ich sage auch, dass bis im letzten Moment alles abgebrochen werden kann. Wichtig ist mir, dass es für die Person stimmt, ich nehme auch Rücksicht auf Wünsche – auf Zeit und Gestaltung des Abschieds. Wer nicht in der Lage ist, das Medikament zu trinken, wendet eine Infusion an. Trinken oder das Infusionshähnchen öffnen – wir sprechen von Tatherrschaft – muss jeder selber. Die Wirkung ist dann sehr schnell. Nach wenigen Minuten schläft man wie bei einer Narkose ein, und die Organe hören auf zu arbeiten.

Währenddessen bin ich im Raum, ruhig, im Hintergrund. Für Angehörige bin ich Stütze. Die Situation verlangt von mir Präsenz und viel Energie, es ist ein Balanceakt zwischen Nähe-Zulassen und Distanz-Wahren. Nachher erfahre ich, nebst Trauer, viel Dankbarkeit, wenn alles gestimmt hat. Mein Engagement nimmt in meiner jetzigen Lebensphase viel Raum ein. Daneben bleibt aber genug Zeit, um mich meinen beiden Enkelinnen zu widmen. So darf ich berührende Erfahrungen an beiden Polen des Lebens machen, ich erlebe dadurch tiefe Erfüllung. Sonst lese ich viel und halte mich körperlich fit. Ich schätze mich glücklich, ein ausgefülltes, gesundes Leben führen zu dürfen.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Weltverbesserung

**Marketingleiter:** Wie soll ich diese genveränderten Tomaten auf den Markt bringen? Die kauft doch niemand!

**Produkteentwickler:** Wieso nicht? Schau doch, wie schön rot die sind.

**Marketingleiter:** Der Konsument schaut die Tomaten nicht nur an, er beisst auch rein.

**Produkteentwickler:** Das macht doch nichts. Er kann sich dabei sogar alle Zeit der Welt lassen, denn dank den integrierten Fischgenen sind diese Tomaten nun viel länger haltbar.

**Marketingleiter:** Aber sie schmecken nach Fisch.

**Produkteentwickler:** Dann verändern wir die Genstruktur halt noch einmal und verstärken den Tomatengeschmack so lange, bis er stärker ist als der Fischgeschmack.

**Mikrobiologe:** Das ist unmöglich, denn diese Tomaten sind nicht wirklich länger haltbar. Es ist uns nämlich nicht gelungen, das Reifestadium der Tomaten zu verlängern, weil wir den Verrottungsprozess nicht hinauszögern können. Deshalb haben wir die Genstruktur dahingehend verändert, dass unsere Tomaten rot werden, bevor sie reif sind.

**Produkteentwickler:** Was heisst das?

**Mikrobiologe:** Das heisst, sie sehen schon reif aus, obwohl sie es noch nicht sind, und schmecken daher nach nichts.

**Marketingleiter:** Ausser nach Fisch.

**Produkteentwickler:** Dann bauen wir der Tomate halt synthetische Geschmacksstoffe ein.

**Mikrobiologe:** Wir können nur Gene einbauen, aber keine Geschmacksstoffe.

**Marketingleiter:** Das heisst, der Fischgeschmack bleibt?

**Mikrobiologe:** Das ist zu befürchten.

**Marketingleiter:** Eure genveränderten Lebensmittel liessen sich besser verkaufen, wenn ihr mir ein Virus entwickeln könntet, das den Geschmacksinn der Menschen beeinträchtigt.

Andreas Thiel

## Unter der mediterranen Sonne

Restaurant Le Cèdre Bellevue,  
Schiffände 5, 8001 Zürich. Tel. 044 252 83 70

Am zweiten Tag nach dem totalen Shutdown, einem prächtigen Frühlingstag, beschlossen wir, eine der neu wiedergeöffneten Restaurantterrassen zu besuchen. Alle uns bekannten Gartenbeizen lagen entweder im Vollschaten, waren trotz der bundesrätlichen Lockerungsübungen noch zu oder hatten eine lange Liste bereits überbuchter Reservationen. Also entschlossen wir uns, einfach mal auf gut Glück in die Stadt zu fahren. Wie erwartet, spielten wir Maria und Josef – hatten aber bereits ein Kind dabei –, aber vor allen Herbergen warteten schon lange Schlangen von Leuten auf einen Platz an der Sonne. Nur beim «Le Cèdre am Bellevue» war noch ein Tisch zu finden, allerdings mit der Trigger-Warnung, es daure



wohl etwa eine halbe Stunde, die Küche sei am Anschlag. Aber an der warmen, fast mediterranen Frühlingssonne aufs Essen zu warten, war nun wirklich kein Problem.

Das Problem jedoch wurde uns beim Warten bewusst: Das Personal war total gestresst. Die Restaurantterrasse erstreckt sich fast über den ganzen Schiffändeplatz, und offensichtlich war man am Tag zwei in der Küche ebenso überfordert wie im Service. Nach der dritten Nachfrage fand dann jemand Zeit, mir

ein kühles Bier zu bringen. Und wir bekamen fast genau das, was wir bestellt hatten; nur die Mezze, die wir mit Fleisch gewünscht hatten, kamen in der vegetarischen Form – und sie waren gut. Die libanesischen Salate und Saucen waren allgemein in Ordnung. Leider waren die auf Holzkohlegrillierten Lammkoteletts, deren Duft uns vor allem zu der libanesischen Terrasse gezogen hatte, ziemlich trocken – zum Glück aber von einer guten Tomatensauce eingehüllt. Trocken war auch die Füllung meiner knusprigen Fladenbrotstücke mit «Pouletfleischstücken» («Arayess Djeij»), die sich eher als Pouletfleischfasern herausstellten, aber eine erfrischende Jogurtsauce und etwas Salat machten das Ganze angenehmer.

Wir zahlten fast genau hundert Franken für drei Essen, die Getränke und die Espresso – und für eine kurzweilige Zeit unter fast mediterraner Sonne: Der Sommer kann kommen!

## WEIN/PETER RÜEDI

### Hinreissende Eleganz

Bodegas Piqueras: Wild Fermented Verdejo.  
Almansa DO 2020. 13%. Fr. 12.50  
Weinhandlung am Küferweg, Seon.  
www.kueferweg.ch

Die kleine spanische Appellation Almansa ganz im Südosten von Castilla-La Mancha ist nicht am Mittelmeer gelegen, aber klimatisch noch aus der Ferne davon etwas gestreift respektive privilegiert, im Vergleich zum brutalen Kontinentalklima von Don Quijotes *homeland* – vom Weinbau her gesehen. Dennoch ist Almansa (die Provinzstadt, einst eine bedeutende maurische Feste, liegt etwa auf halber Distanz zwischen Valencia und Murcia) wie die benachbarten Levante-Appellationen Yecla und Jumilla Rotweinland, genauer: das Terrain für die Monastrell, die kräftige, resistente, in tiefwurzelnden, geduckten Büschen wachsende Sorte. Mit der arbeiten unter anderem auch die Bodegas Piqueras, der Pionierbetrieb in Almansa, der seit seiner Gründung 1915 fast zu einem Synonym für die ganze, 1966 installierte Appellation geworden ist: der erste und lange der einzige,



der im *waste land* der Massenproduktion auf Flaschenqualitäten gesetzt hat. So gesehen, halten noch viele an der Gleichung fest: Almansa ist Piqueras. Heute schmeisst mit den Gebrüdern Juan Pablo und Angel Bonete Piqueras die dritte Generation den Laden. Dass die beiden ihren Altvordern an Wagemut nichts schuldig sind, dafür steht ein Wein, der in seiner Art einzig ist, ein «Exot», wie sein Importeur sagt, nämlich ein unvergleichlicher Weisser aus dieser heissen Zone.

Es ist ein Verdejo, ein Wein aus einer Sorte, die aus dem viel nördlicheren Spanien stammt. Das Standardwerk «Wine Grapes» nennt sie «the pride and joy of the Rueda DO in Castilla y León», und das ist auch beim ersten Schluck dieses sozusagen im südlichen Exil, allerdings in einem auf fast 1000 m ü. M.

gelegenen Weinberg gewachsenen Verdejo nachvollziehbar. Er offeriert gewissermassen einen Spagat im Glas: eine beeindruckend reiche, geradezu blühende, auch etwas exotische Aromatik; belebende, kristallin mineralische Frische und Säure und gleichzeitig eine fast barocke Fruchtfülle und einen vollschlanken Körper (was für einmal nicht den Euphemismus aus der Damenoberbekleidungsbranche meint), dabei ohne übertriebenen alkoholischen Aplomb; feinste Holztöne vom Ausbau im (gebrauchten) 300-Liter-Fass. Eine Spur Bittermandel und Lorbeer, welche besagtes Sortenkompendium als typisch für die Verdejo («a rising star») bezeichnet. Kurz: In dieser jugendlichen Version (knapp über dem Schutzalter) ist der Piqueras Wild Fermented Verdejo 2020 (d. h. nur auf den eigenen Hefen ausgebaut) ein hinreissend eleganter, seinem Preis hohnlachender Weisser. Er erträgt übrigens sogar selbst etwas höhere Temperaturen als die empfohlenen 8 bis 10 Grad und auch etwas substanzvolle Begleitung bei Tisch, etwa Milken mit Champignons oder sogar weisse Kutteln (ohne Kümmel, versteht sich).

# Fliegendes «B»

Mühelosigkeit ist im Bentley Flying Spur die Art der Fortbewegung. Er bietet hervorragenden Fahrkomfort.



Allein schon der Name Flying Spur ist voller Anmut und Würde. Und wenn man in der grossen Bentley-Limousine dieses Namens Platz nimmt, verändert sich der Blick auf die Welt. Das gilt jedenfalls für mich und kann auch daran liegen, dass Bentley-Limousinen nicht zu meinem Alltag gehören. Aber ich finde, in ein gut sortiertes Auto-Portfolio gehört ein luxuriöses fünftüriges Fahrzeug, denn es gibt wenig, womit das Ziel einer Strassenreise so anmutig und würdevoll erreicht werden kann.

Vor kurzem hatte ich beruflich in der Toskana zu tun, je rund acht Stunden Hin- und Rückfahrt und am Ende die Begegnung mit interessanten Menschen, die meine volle Aufmerksamkeit verdient hatten. Im Flying Spur sind lange Fahrten angenehme Erlebnisse mit Erholungscharakter. Das war nicht immer so, muss hier der Vollständigkeit halber notiert werden, frühere Generationen des Continental Flying Spur waren in Bezug auf Fahreigenschaften und technisches Niveau nicht immer auf der Höhe der Zeit.

Mit der neuen Bentley-Limousine, die jetzt über ein beleuchtetes, geflügeltes und versenkbares «B» als Kühlerfigur verfügt, hat sich das gründlich geändert, der luftgefederte Fahrkomfort ist heute hervorragend, dazu kommt ein luxuriöses Wohlgefühl-Ambiente aus grosszügig verarbeitetem weichem Leder, poliertem glänzendem Edelstahl oder einem Soundsystem des britischen Hi-Fi-Herstellers Naim, das warm und echt klingt. Eine Massagefunktion für die Sitze ist ebenso selbstverständlich wie die gängigen Assistenzsysteme, die

einen – gerade bei langen Autobahnstrecken – so verlässlich auf Kurs halten, dass die Kapazität der eigenen Aufmerksamkeit nicht ständig an ihre Grenzen stösst.

«Effortless Performance» wird die Art und Weise genannt, wie einen der Flying Spur in der Welt voranbringt. Ich war mit dem V8-Modell unterwegs, aufgrund der gesetzlichen (Über-)Regulierung ist die Variante mit dem W12-Motor in der Schweiz und vielen anderen europäischen Ländern vorerst nicht mehr erhältlich, soll aber noch in diesem Jahr wieder aufgelegt werden. Das Leben ohne W12 ist zwar ein Verlust an Kultur und vielleicht auch an Prestige, aber mit blossem Blick auf die Leistungsdaten kein Umstand, der einem die Fahrt vermiesen sollte. Das doppelt aufgeladene 4-Liter-8-Zylinder-Aggregat leistet 550 PS, 770 Newtonmeter und beschleunigt den rund 2,5 Tonnen schweren Wagen in rauschenden 4,1 Sekunden von 0 auf 100 km/h. Die Reischöchstgeschwindigkeit beträgt 318 km/h, das sollte eigentlich für jede Lebenslage reichen.

Aber wer in einem Flying Spur seinem Ziel entgegengleitet, muss bloss wissen, dass er könnte, wenn er wollte. Mühelosigkeit ist im Bentley schliesslich eine selbstverständliche innere Haltung.

#### Bentley Flying Spur V8

Motor/Antrieb: V8-Turbobenziner, Allradantrieb, 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 550 PS (404 kW), max. Drehmoment: 770 Nm / 2000–4500 U/min; Verbrauch (NEFZ): 11,6 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 318 km/h; Preis: Fr. 206 600.– Testwagen: 293 180.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Wunder von Enschede

#### Polaroid Go

Für 134.99 erhältlich (inkl. Film)

Dass es Polaroid überhaupt noch gibt, kommt dem Erstaunen ziemlich nahe, das der Erfinder Edwin Herbert Land bei der Präsentation der allerersten Sofortbildkamera 1947 auslöste. Die letzte Polaroid-Fabrik im niederländischen Enschede sollte nämlich 2008 geschlossen werden. Buchstäblich in extremis gelang es dem vergifteten Pola-Fan Florian Kaps aber, während der Abbruchfeier Werkchef André Bosman zu überzeugen, Polaroid nicht sterben zu lassen. Zusammen übernahmen sie den Betrieb für wenige Millionen Franken und nannten das Unternehmen Impossible Project. Mittlerweile heisst die Firma wieder Polaroid.

Vor wenigen Tagen nun lancierte Polaroid die nach eigenen Angaben «kleinste Sofortbildkamera der Welt». Sie misst bloss 10,5 × 8,39 × 6,15 cm und sei die «bedeutendste und aufregendste Veränderung des Polaroid-Formats seit Jahrzehnten».

Trotz der Genialität von digitalen Bildern ist das Bedürfnis nach greifbarem Fotomaterial ungebrochen. Fotoalben sind sehr gefragt. Und zu sehen, wie sich das soeben gemachte Bild entwickelt, hat von seinem schöpferischen Zauber nichts verloren. War nicht auch die Polaroid-Kamera das erste Gerät, mit dem man auf die Schnelle halbwegs vernünftige Selbstporträts machen konnte, Jahrzehnte bevor das Smartphone aufkam?

Beziehen kann man die Kamera – übrigens mit Selfie-Spiegel – bei [Polaroid.com](http://Polaroid.com).

*Benjamin Bögli*

# Erbarungslose Markthygiene

Die unsichtbare Hand verteilt gerne Ohrfeigen. Manchmal schlägt sie sogar mit blanker Faust Produkte k.o. Einen rechten Haken kassierte Pinky Gloves, nachdem die Gründer in der Start-up-Show «Höhle der Löwen» eine bizarre Lösung für ein erfundenes Problem präsentiert hatten: einen pinken Handschuh, mit dem sich Tampons angeblich hygienisch entfernen und entsorgen lassen. Die Idee mutierte zum Shitstorm, die Gründer kamen ins Taumeln und nahmen die Pinky Gloves vom Markt. Diese Faust hätten sie kommen sehen müssen. Dass die Idee spätestens 2021 keine gute ist, liegt mehrfach auf der Hand. Erstens zementiert das Produkt das Stereotyp, wonach die Regel unrein und unhygienisch sei, zweitens ist das Produkt klischiert in Pink, und drittens kosten 48 Stück 12 Euro, sind also teurer als marktübliche Gummihandschuhe. Dass die *pink tax* im Markt nicht mehr akzeptiert ist, mussten schon Hersteller von Epiliergeräten schmerzlich erfahren. Ein sonst üblicher Markttest mit Prototypen wäre hier wohl nicht mal notwendig gewesen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Die unsichtbare Hand schlug das Start-up Pinky Gloves erbarungslos k.o.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Über viele Jahre habe ich gespottet über Mitmenschen, die über ein Burnout geklagt haben. Ich fand das immer eine bequeme Ausrede, um nicht zu arbeiten und die Füsse hochzulagern. Ausgerechnet jetzt – im Home-Office – spüre ich an mir selber alle Symptome des von mir verhöhnten «Burnouts». Was passiert hier gerade, und was könnte ich tun?*

**S. K., Rapperswil-Jona**

Sie nehmen Leute, die über ein Burnout klagen, nicht ganz ernst, ja Sie spotten sogar über sie. Es ist wie bei allem Ernsthaften oder sogar Grossartigen: Es kann immer auch missbraucht und damit ins Gegenteil verkehrt werden. Was ist denn ein Burnout? Ein Burnout ist ein Erschöpfungszustand, man ist ausgebrannt. Früher nannte man dies einen Nervenzusammenbruch, oder in vulgärer Mund-



art klagte man: «Ich bi uf de Schnure.»

Durch kürzeres oder längeres Ausruhen und Ausspannen kommt man zur Ruhe.

Der Name «Burnout» tönt etwas gebildeter und medizinischer, und für schwerere Fälle ist auch der Aufenthalt in einer Klinik möglich.

Natürlich gibt es auch ein Burnout zum Schein, wie es auch Scheininvaliden, Scheinkranke, Scheinflüchtlinge gibt. Trotzdem sind Invalide, Kranke, Flüchtlinge – oder eben Burnout-Kranke – ernst zu nehmen. Sie

erleben jetzt anscheinend ein echtes Burnout. Sie sind im Home-Office erschöpft, also ruhen Sie aus. Das gibt es, wenn es zu Hause drunter und drüber geht. Es gibt dann die Situation, etwas nicht mehr bewältigen zu können. Hier hilft disziplinierte Arbeit, das Einordnen von wichtigen und unwichtigen, dringenden und nicht dringenden Arbeiten. Und geordnete Ruhezeiten – im Tagesplan eingeplant – sowie einmal in der Woche ein Ruhetag helfen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Ramona Kessler

Anfang März hatte sie die Nase voll: Die Wirtin vom «Älpli» in Gommiswald öffnete ihre Beiz für neunzig geladene Gäste. War das eine gute Idee?

Als der Mittagsrummel beim Take-away vorbei ist, setzen wir uns zu zweit an den einzigen gedeckten Tisch im «Älpli». Piccata mit Risotto für den Gast, Ramona Kessler isst einen Cervelat vom Grill. Dürfen wir hier überhaupt zusammensitzen? Die Wirtin zuckt mit den Schultern: «Das Essen geht aufs Haus, also ist das privat. Und wenn schon.»

Es waren etwas mehr Gäste, die Ramona Kessler über die Region hinaus bekannt machten. Am 6. März dieses Jahres, einem Samstag, waren gegen neunzig Personen im «Älpli» eingekehrt. Mit Ländlermusik und Schlager sollen sie bis in die frühen Morgenstunden hinein gefeiert haben. Organisiert hatte den Event ein in der Gegend unter dem Rufnamen «Foschi» bekannter Garagist.

## Unglaube an die Massnahmen

Foschi legt Wert darauf, dass es sich um eine religiöse Veranstaltung handelte. Eine solche ist mit bis zu fünfzig Teilnehmern erlaubt. Die Gäste wurden aufgeteilt: Im einen Saal trafen sich die Anhänger der «Glaubensgemeinschaft «Älpli»», im andern die «Gommiswalder». Zum Auftakt gab es einen kritischen Vortrag zur Corona-Krise. Was sie alle vereint, ist der Unglaube an die Massnahmen des Bundes.

Mit der Frage, ob auch Unglaube eine Form des Glaubens ist, wird sich nun die St. Galler Justiz befassen müssen. Ein Denunziant hatte die Polizei aufgeboten, welche die Veranstaltung mit einem Grossaufgebot zu verhindern versuchte. Erfolglos. Mehr als ein paar Verzeigungen lagen nicht drin.

Doch die Vergeltung der Behörden für die erlittene Schmach war bitter. Am folgenden Montag durchsuchten sie mit einem richterlichen Befehl das «Älpli» sowie die Privatwohnungen von Ramona Kessler und Foschi. In der Beiz wurde das gesamte Barguthaben beschlagnahmt. Kessler

droht sogar der Entzug des Patents. Und die finanzielle Hilfe für Wirte, von der sie bislang allerdings eh keinen Rappen gesehen hat, soll ihr auch gleich noch verweigert werden. «Ich habe schon so viel verloren im letzten Jahr», sagt Ramona Kessler, «das beeindruckt mich nicht.» Die 27-Jährige stammt aus der March, hat Köchin gelernt und die Landwirtschaftsschule absolviert. Bäuerin oder Wirtin wollte



«Aber sicher!»: Beizerin Kessler.

sie schon immer sein, eines von beidem, Hauptsache selbständig und frei. 2019 übernahm sie das «Älpli» in Gommiswald. Mit einem halben Dutzend Teilzeitmitarbeiterinnen, die alle zu ihr halten, führt sie seither die Beiz sowie einen angegliederten Catering-Service.

Ramona Kessler hat die Arbeit nie gescheut. Weil sie keine Schulden, flexible Mitarbeiterinnen und einen anständigen Vermieter hat, brachte sie das Corona-Jahr 2020 halbwegs

unbeschadet hinter sich. Ohne zu murren, richtete sie sich nach den Vorgaben, fügte sich dem Maskenzwang und dem ganzen Pipapo, obwohl sie nicht an einen Nutzen glaubte. Sie verzichtete auf alle Ferien, um die Ausfälle auszugleichen; schliesslich richtete sie auch einen Take-away ein – mit dem Erfolg, dass der Betrieb nicht in die Kategorie «Härtefall» für Corona-Entschädigungen fällt.

Ende Februar, als der Bundesrat den Beizen-Lockdown trotz längst gefallener Corona-Werte auf unbestimmte Zeit verlängerte, verlor Ramona Kessler den letzten Rest an Vertrauen in die Regierung. «Foschi rief mich einfach im richtigen Moment an», meint sie im Rückblick, «ich sagte zu.»

## Versprochen ist versprochen

Und wenn Ramona Kessler einmal ja gesagt hat, dann heisst das ja. Ein Polizist, der sie kannte, rief gezählte sieben Mal bei ihr an, bekniete Kessler fast, auf den «religiösen Event» zu verzichten. Sogar der Gemeindepräsident meldete sich. Die Wirtin blieb stur. Versprochen ist versprochen: «Dann müsst ihr uns halt alle verhaften – ich lasse die Gäste rein.» Und das tat sie auch.

Das Corona-Regime hat, wie im ganzen Land, auch die Bevölkerung von Gommiswald in zwei unversöhnliche Lager gespalten. Während die einen der rebellischen Wirtin nun aus dem Weg gehen oder gar anonyme

Schandbriefe schreiben, grüssen andere besonders freundlich. Unbekannte reisen von weit her an, um sich im «Älpli» zu versorgen und der Unerschrockenen ihre Reverenz zu erweisen.

«Jetzt haben wir wenigstens klare Verhältnisse», sagt Ramona Kessler, «das hat etwas Befreiendes, wir müssen uns nichts mehr vormachen.» – Würde sie es wieder tun? – «Aber sicher!»

Alex Baur

# Schrecklich schön erfolgreich

Cristóbal Balenciaga war wohl der grösste Modeschöpfer aller Zeiten.

Kann sein Nachnachschnachfolger, Demna Gvasalia, die Erfolgsgeschichte fortschreiben?

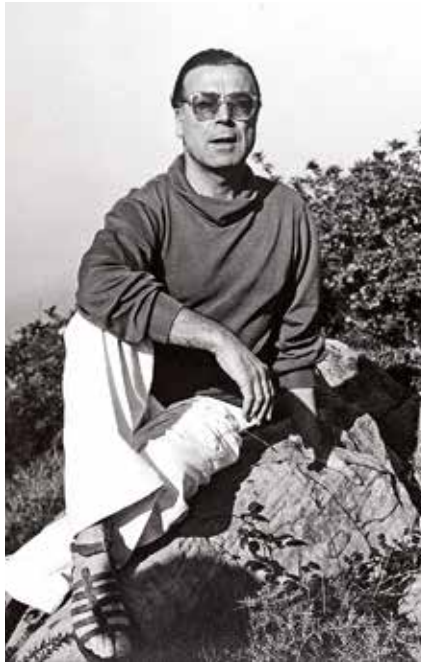
Mark van Huisseling

Der Nachfolger des wahrscheinlich grössten Modeschöpfers aller Zeiten lebt im – Aargau. Zwar nicht erst seit gestern, sondern schon seit ein paar Jahren. Doch gelegentlich muss man sich daran erinnern, um es weiter glauben zu können: Demna Gvasalia, 40, Kreativdirektor von Balenciaga, bewohnt eine Villa *somewhere in the greater Zurich area*, wie das, in die Sprache der Bewohner des Planeten Mode und Design übersetzt, heisst (der Ort soll vertraulich behandelt werden, der Modemacher mag's privat). Und zwar mit seinem Mann Loik Gomez, einem 28-jährigen Franzosen mit ab-rasierten Augenbrauen, von Beruf Komponist und Musiker, wenigstens einem kleinen Hund plus vielen Kunstwerken.

## Übergross, formlos, ugly

Für Leserinnen und Leser, die nicht den Planeten Mode bewohnen, ein wenig Hintergrundwissen: Gvasalia, geboren in der ehemaligen Sowjetunion (heute Georgien), floh als Zwölf-jähriger mit den Eltern vor dem Bürgerkrieg nach Düsseldorf. Später studierte er Modedesign an der Kunstakademie von Antwerpen, in den nuller Jahren arbeitete er für stilprägende belgische Modemacher, Walter Van Beirendonck oder Martin Margiela. 2014 gründete er mit Kollegen – «anonymen Freunden» (Wikipedia) – die Marke Vetements. Verkürzt lässt sich die entworfene Kleidung, eine Art Weiterentwicklung von Streetwear (städtischer/jugendlicher Freizeitkleidung), als «subversiv» und «radikal» bezeichnen. Oder wie folgt beschreiben: über-gross, formlos, ugly (hässlich) – dies soll keine Wertung sein. Das hingegen schon: Mode, die nicht dem herkömmlichen Schönheitsverständnis entspricht. Und deren Ergebnis kaum die eigentliche Aufgabe von Kleidung in einer entwickelten Gesellschaft erfüllt, nämlich Mitmenschen den Anblick unvollkommener Körper zu ersparen.

Mit anderen Worten: Vetements-Entwürfe waren *le dernier cri*, der letzte Modeschrei, und Gvasalia der neuste Stardesigner einer Branche, deren Entscheidungsträger im Grunde keine Stars mehr wollten, sondern Leistungser-



Couturier der Couturiers:  
Schneiderkünstler Balenciaga.

bringer, die austauschbar sind, sobald sie zu begehrt werden – die Marke soll der Star sein. 2017 verlegte der Stardesigner den Firmensitz nach Zürich (2019 war seine Mission beendet, wie er es ausdrückte, das heisst, er verliess Vetements; die Firma wird seither unter anderem von seinem jüngeren Bruder geführt, allerdings nicht mehr mit Studios und Büros in der Zürcher Binz).

Längst hatte Demna Gvasalia ein zweites, wohl belastbareres Standbein aufgebaut: Er ist seit 2015 Chefentwickler von Balenciaga in Paris. Dabei handelte es sich um eine grosse Marke der sogenannten «hohen Schneiderkunst», vor langer Zeit. Ihr Namensgeber, Cristóbal Balenciaga (1895–1972), wurde während Jahrzehnten als Couturier der Couturiers angesehen – Christian Dior bezeichnete ihn als «Meister von uns allen», für Coco Chanel war er der «einzige Modeschöpfer, die anderen sind nur Designer».

Der Glanz des Hauses allerdings verblasste Ende der 1960er Jahre, als sich der Meister

zurückzog, die damals marktmächtig werdende Prêt-à-porter-Entwicklung mochte er nicht mehr mitmachen. Es folgten Jahre mit wechselnden Besitzern, allesamt ohne Erfolg. Bis in den 2000er Jahren die Chefs des damals Gucci Group heissenden Unternehmens (heute Kering) die Marke kauften; unter dem frisch eingesetzten Designer Nicolas Ghesquière wurden Balenciaga-Kollektionen wieder wahrgenommen, zuerst von Kennern. Allmählich fand das Haus – auch dank Accessoires wie beispielsweise Handtaschen im Stil von Motorradzubehör – immer mehr Kunden und holte Marktanteile zurück; Kering gibt keine genauen Zahlen einzelner Marken bekannt, die Verkäufe sollen aber während Ghesquières fünfzehn Jahren von wenigen Millionen auf über eine Milliarde Euro jährlich gestiegen sein.

## Krise als Chance?

Bereits Cristóbal Balenciagas Weg war ein überraschender gewesen. Der spätere Schneiderkünstler von Paris war nämlich Spanier – Sohn eines Landes also, das auf der Modelandkarte keinen Eintrag hatte. Der Vater war ein baskischer Fischer, die Mutter immerhin eine Näherin, und sie bediente eine *marquesa*, eine Markgräfin. Diese sorgte dafür, dass der Junge eine Schneiderlehre im damals schicken Atlantikbad San Sebastián machen und später ebendort einen Couture-Salon eröffnen konnte. Cristóbal's Talent strahlte bald nach Barcelona und Madrid aus, alles war gut. Bis 1931 rechte Generäle die alte Ordnung beendeten, worauf viele Reiche das Land verliessen – und Balenciaga das Geschäft schliessen musste.

Krise als Chance? Selbsthilfebücher gab es noch keine. Was ihn nicht davon abhielt, 1938 in Paris einen Haute-Couture-Salon zu eröffnen. Und in der Folge Modegeschichte zu schreiben. Dies dank der Dreifaltigkeit aus eigenem Können, fremdem Geld – dem seines Partners, eines französisch-polnischen Millionärs mit Namen Wladzio Jawrorowski d'Attainville – plus dem wachsenden Appetit selbstbewusster Frauen auf passende Kleider. «Einige davon könnte er





**Herausforderung für den Mehrheitsgeschmack:** Balenciaga-Herbstkollektion 2021, Kreativdirektor Gvasalia (Mitte).

gestern entworfen und heute in die Läden gebracht haben – so zeitlos modern wirken sie», schrieb Stephanie Wood vom Londoner Victoria and Albert Museum, wo 2017, achtzig Jahre nachdem der Couturier erstmals in Paris präsentiert hatte, eine Werkschau stattfand. In der Ausstellung hing etwa ein knielanges, floral gemustertes Kleid in Pink und Beige. «Seine Trompetenärmel und der Rock in A-Linie fei-

*Grace Kelly, Ava Gardner, Audrey Hepburn oder Jackie Kennedy trugen die Würfe des Spaniers.*

ern diese Saison Hochkonjunktur», sagte eine SRF-Journalistin. Und: «Einige seiner Kreationen sind Kernstücke der Mode geworden und in jedem Kleiderschrank zu finden.»

### **Brautkleid für Francos Enkelin**

Natürlich fehlten auch Entwürfe nicht, die kaum eine Frau tragen konnte, über die hingegen umso mehr berichtet wurde, etwa das Couvert-Kleid, in dem die Trägerin aussah, wie in einen Umschlag gesteckt, was den Toilettenbesuch verunmöglicht habe. Und natürlich trugen die grössten Berühmtheiten der Zeit Würfe des Spaniers, darunter Mona von Bismarck, Grace Kelly, Ava Gardner, Audrey Hepburn oder Jackie Kennedy. Herrenkleidung, nebenbei erwähnt, gab es von Cristóbal Balenciaga keine.

1968, mit 73, legte er Zeichenstift und Schere aus der Hand. Vier Jahre später gestattete er sich einen Rückfall: ein Brautkleid für die Hochzeit der Enkelin von Spaniens Diktator Francisco Franco, so viel Hingabe für die alte Heimat musste sein. Im gleichen Jahr hörte Balenciagas Herz zu schlagen auf, Folge eines Infarkts während seiner Ferien auf der *península*; «Der König ist tot» war die Überschrift der Modezeitung *Women's Wear Daily* am Tag danach.

### **Luft nach oben**

Schneller Vorlauf in die Gegenwart, zu Demna Gvasalia, dem Wahl-Aargauer. In seiner aktuellen Balenciaga-Kollektion, aus der man auch Teile an Trägerinnen und Trägern auf Schweizer Strassen sieht, gibt es etwa halboffene Turnschuh-Schlappen mit superklobigen Sohlen («Track-Mule», für Frauen und Männer, 845 Franken) oder T-Shirts mit Flammen-, Smiley- respektive Strichmännchen-Aufdruck («Flame», «Love Earth», «Drip Peace», ebenfalls unisex, 500 bis 700 Franken). Weshalb junge Leute mehr oder weniger gewöhnliche Streetwear zu solch aussergewöhnlich hohen Preisen kaufen? Schwer zu beantworten. Ähnlich wie: Weshalb wird ein Baumwoll-Kurzarmshirt mit lustigem Print ein Must-have-Teil, während Tausende andere, im Grunde gleiche Teile, im Wühlkorb landen? Am ehesten vielleicht so: Mode ist axiomatisch, ein Stück ist in, weil die, die was davon verstehen, sagen, dass es in sei.

Fairerweise soll festgehalten werden, dass solche It-Pieces einen relativ kleinen Teil der Balenciaga-Kollektion ausmachen (wenn damit auch, wie bei anderen Marken, wahrscheinlich ein massgebender Teil der Einnahmen und des Gewinns erzielt werden). Sieht man sich zum Beispiel Gvasalias Kleider oder Röcke an – «Multi Dress» für 3800 Franken oder «Pleated Tracksuit Skirt», ein Faltenrock aus Trainingsanzugsstoff, für 1230 Franken –, erschliesst sich einem tatsächlich der Zusammenhang zwischen Balenciagas Werk und dem des Nachnachsfolgers: Ein birnenförmiges Abendkleid mit Cape oder erst recht das sogenannte «Sackkleid» des Alten forderten in den 1950er Jahren den Mehrheitsgeschmack genauso heraus, wie Entwürfe des Mittelalters dies heute tun.

Cristóbal Balenciaga hat sich einen dauerhaften Eintrag im Mode-Geschichtsbuch erarbeitet. Weil die meisten seiner Modelle schön und sehr gut waren. Einige waren weniger schön, dafür radikal. So weit ist Demna Gvasalia noch nicht respektive: Es ist zu früh, um dies zu abschliessend zu beurteilen. Die Qualität vieler seiner Designs darf aber als hoch beurteilt werden. Was Schönheit angeht, ist wohl noch Luft nach oben vorhanden – dies im Wissen gesagt, dass Schönheit Ansichtssache ist. Wo er hingegen bereits zu seinem Vorbild aufgeschlossen hat, ist, wenn's ums Radikale geht. Nur schon die Wahl seines Wohnorts ist sozusagen *radical chic*.

# #allesdichtmachen

Mit dem Gift der Emotionen werden Meinungsabweichler immer heftiger abgestraft.



Der bislang heftigste Shitstorm 2021 ereignete sich vergangene Woche. Er ergoss sich über 53 deutsche Schauspieler: Unter dem Schlagwort «Alles dichtmachen» haben sie sich erlaubt, in Videos die Corona-Politik der Bundesregierung und einige Massnahmen im Konkreten auf ironische Art zu kritisieren. Dass dem Grüppchen in der medialen Öffentlichkeit mehr Hass und Verachtung entgegenzuschlug als der Polit-Elite, die mit ihrer verfehlten Impfstrategie überhaupt erst zur Veranlassung einiger dieser Massnahmen geführt hat, die das Grüppchen kritisiert, ist ein bisschen verkehrte Welt.

Von reichen Ländern wie Deutschland und der Schweiz mit ihren riesigen Gesundheitsapparaten hätte man eigentlich in Sachen Corona-Impfung – für jene Menschen, die geimpft werden möchten – einiges mehr erwartet. Von der Bestellung der Dosen bis zur Verteilung, Logistik und Organisation: Auch wenn es rascher vorangeht als auch schon, die Aufgabe «Impfen der Bevölkerung» wurde insgesamt nur schwach gelöst. Immerhin hat die Schweizer Politik einen relativ liberalen Weg gewählt, scheint zu versuchen, mit den Corona-Massnahmen alle Bereiche zu balancieren. Der Druck der Bevölkerung spielt da gewiss eine Rolle: Die Schweizer waren schon immer alles andere als obrigkeitshörig, wir sind historisch gesehen ein eher aufmüpfiges Völkchen. Das ist positiv, denn es gibt dem Individuum eine gewisse Macht im Umgang mit der Regierung.

Deutschland tickt ein bisschen anders. Während die Nachbarländer langsam lockern, brachte man jüngst eine Neufassung des Infektionsschutzgesetzes zur Eindämmung der Pandemie auf den Weg (mit noch härteren Massnahmen wie Ausgangssperre). Sie wird von vielen Bürgern abgelehnt.

Und jetzt also, inmitten dieser Situation: Auftritt 53 Schauspieler, unter ihnen Jan Josef Liefers («Tatort»), die die Obrigkeit für ihre Strategie aufs Korn nehmen. Auch wenn das Mass der Entrüstung auf Verbrechen totalitärer Herrscher gegen die Menschlichkeit hindeutet – ich schwöre hoch und heilig, es sind Kulturschaffende mit satirischen Videos.

Mit den Clips muss man nicht einig sein. Klar geht Kritik in Ordnung. Aber die emotionsgeladene Empfindlichkeit von No-Covid-Anhängern, Journalisten und der Twitter-Schickeria erreichte eine Dimension, bei der nur noch fehlte, dass die Sünder am Pranger mit faulen Eiern beworfen werden. Man unterstellte den Schauspielern, Tote in Kauf zu nehmen, Corona-Opfer zu verhöhnen. Man forderte sogar, Liefers aus dem «Tatort» zu schmeissen. Welch ein Luxus, sich über die angemessene Meinung von ein paar Schauspielern derart echauffieren zu können.

Das Leben vieler kreist heute ausschliesslich um Empörung, das Mobilisieren von Verachtung gegenüber Meinungsabweichlern gehört für einige zum Alltag – und das Repertoire der Beschimpfungen und Unterstellungen wächst wöchentlich. Die Absurdität der Debatte, die ja keine ist, zeigt sich auch, wenn man Menschen grundlos mit Rechtsextremen oder mit «rechts» in Verbindung bringt: «Der Applaus von rechts beweist ja, wie schlimm eure Videos sind!» Die Schauspieler würden AfDlern wie auch Verschwörungstheoretikern «Vorschub leisten». «Rechts» – seit wann ist das ein Argument? Das ist opportunistischer Blödsinn. Entweder hat ein Argument Qualität oder nicht. Wer zustimmt, spielt keine Rolle. Das Kontaktschuld-Konstrukt ist unethische Debattenführung – vor allem in Deutsch-

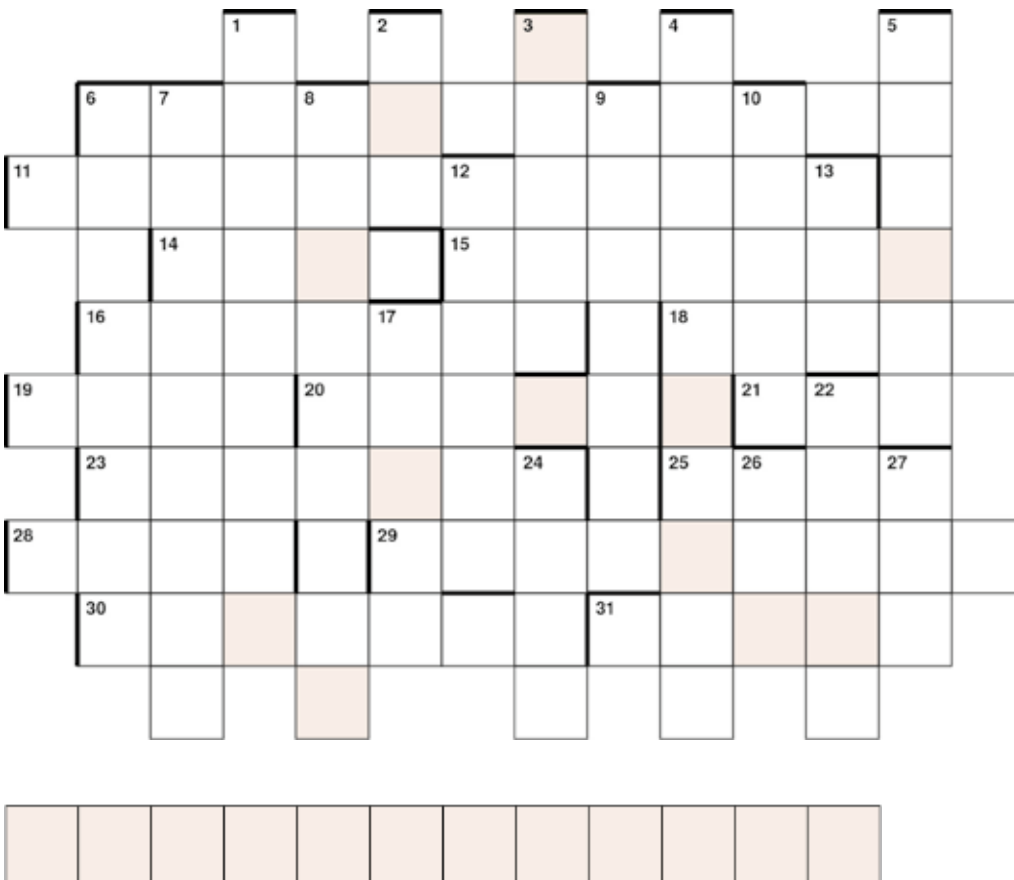
land aber wird das «Rechts»-Etikett zur Einschüchterung verwendet. Einige Videos wurden zurückgenommen, ihre Urheber haben sich entschuldigt.

Dabei verharmlost keiner der Schauspieler Corona, keiner leugnet es. Sie rufen weder zum zivilen Ungehorsam auf, noch wollen sie Menschen in Gefahr bringen. Auch steht wohl keiner politisch rechts. Sie tun genau das, was Kulturschaffende tun sollten: Sie greifen gesellschaftliche Strömungen auf und verarbeiten sie. Sie halten der Gesellschaft den Spiegel vor. Es braucht eine grosse Portion Missverständnis oder Bösartigkeit, das als Verhöhnung der Corona-Opfer auszulegen.

Politik und Obrigkeit herauszufordern, sich über sie lustig zu machen – das ist Teil der Arbeit von Kulturschaffenden. Und diese Rolle ist wichtig, sie stellt ein Ventil für die Bevölkerung dar. Öffentlicher Dissens ist ein gutes Zeichen in einer lebendigen Demokratie, gerade in Zeiten, wo eine Regierung Massnahmen anordnet, die drastisch in das Leben der Menschen eingreifen. Wenn es keine Kulturschaffenden mit bissig-satirischer Kritik an der Elite gäbe, fände ich das um einiges besorgniserregender. Ausserdem hat ein ironischer Kommentar noch niemanden umgebracht. Eine Person, die keine Impfung erhält, schon.

Interessant ist – wie so oft! – das mediale Ungleichgewicht. Beim Durchstöbern der Mainstream-Medien entsteht der Eindruck, die Aktion «Alles dichtmachen» würde von grossen Teilen der Menschen abgelehnt. Abseits der Journalisten- und der Twitter-Bubble zeigt sich jedoch ein völlig anderes Bild; laut den Like-/Dislike-Quoten und Kommentaren bei Youtube gibt es viel Zustimmung für die Videos. Vielleicht haben sie ja einen Nerv getroffen?

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



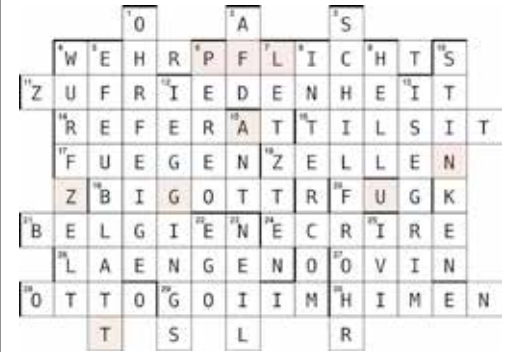
**Lösungswort** — Aus dem Bauch der Kokosnuss ein Trinkgenuss  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **6** Das märchenhafte Kindel fiel in einen Schlaf, als es sich – verflucht, verflucht! – an einer Spindel stach. **11** Von zu zollenden Zahlungen absichtlich absehen oder sich an anderer Vermögen vergehen. **14** Eine lateinisch inspirierte, problematisch konnotierte Additionssymbolversion. **15** Kausal für diese Form choreografierter Bewegung ist häufig die Bestrebung, sich den Ranzen abzutanzen. **16** Vor dem Knuspern krusten, vor dem Zechen sprechen. **18** Eine einigermassen kurze «Befernsprechung» unter mindestens drei Mündern und drei bis sechs Ohren. **19** Haut alleine wie Haut mit Haar oder eine Kleine, die unartig war. **20** Super-Spenglers Super-Dinosaurier. **21** Ist's der Teufel oder Bär, geht's höllisch heiss her. **23** Buchstäblich verläuft die Infektion ziemlich lange famos, dann abrupt furios. **25** Nun schau sich das ein Einheimischer an! **28** Wobei, eine Art von «Springelpiez» mit Anfassen, moshende Massen die Sau rauslassen. **29** Die goldene Frucht, die Zwietracht entfacht. **30** Hat einer, etwa im Depot, vorsorglich in petto. **31** Das ist erst euer, wenn ihr wir seid.

**Senkrecht** — **1** Für nichts und wieder nichts ist das total zerlegte Rostregal. **2** Als Begleiterin muskulärer Kontraktion eine schauerhaft populäre Interjektion. **3** Verleiht für gewisse Zeit feenzauberhafte Widerstandskräfte. **4** Grund für den blauen Grund des Jack der Union ist dieser Teil der Nation. **5** Riss (im Hirn) oder Sprung (in der Schüssel). **6** Hat sowohl als Vorleser als auch als -schreiber als einziger das Sagen. **7** Mit Diagnose und Therapie maligner Neoplasie beschäftigen sich die. **8** Das Alpaka hier, kein Tier aus den Anden, kommt durch Legierung zustande. **9** Die Regierungsgebäude mit hauseigenem Harem. **10** Für ein Gesetz äquivalenter Drehmomente die namensgebenden Instrumente. **12** Der Schnitt, der geschichtlich bestimmt, wann die Ära zerrinnt und die neue beginnt. **13** Nada, nix, naught, niente, zéro, zip, zilch. **17** Die Vogelwarte lässt sich selbst wörtlich in Worte fassen. **22** Auf heisse stehen Rocker und bei Kälte Stubenhocker. **24** Niederdrückende Tage oder Niederdrucklage. **26** Hoppla, hier kommt der Kurier. **27** Der war ein ebenso manischer Speer.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 714



**Waagrecht** — **4** WEHRPFLICHT **11** ZUFRIEDENHEIT **14** REFERAT **16** TILSIT(er) **17** (Sich) FUEGEN **18** (Gefängnis)ZELLEN **19** BIGOTT **20** (Un)FUG: mit Fug und Recht **21** BELGIEN: Hat den Wahlspruch «Einigkeit macht stark». **24** EC[RIRE]: franz. schreiben (rire = Gelächter) **26** LAENGEN **27** OVIN: franz. schäfisch, brebis/mouton = (weibl./männl.) Schaf **28** OTTO('s Warenposten): früher Otto's Schadenposten **29** GOIIM: Plural von Goi (jiddisches Wort) **30** HIMEN: altgr. Häutchen, Schwerthülle = Scheide

**Senkrecht** — **1** OHR[FEIGE] **2** AFD: Alternative für Deutschland (politische Partei) **3** SCHILFROHR **4** WURFZELT **5** EFEUBLATT **6** PEREO (zu perire): lat. (etwa) ich bin des Todes **7** Die LETZTEN: Anagramm von «Zetteln» **8** INTERCOM: Sprechanlage **9** HELL **10** STINKEN **12** IEGGINGS **13** ISEGRIM: Fabelname des Wolfes **15** ANT(wort): engl. Ameise **22** EGO **23** NEIL Armstrong/Diamond **25** IVI: engl. Efeu

**Lösungswort** — **PFLANZGUT**

# EMS

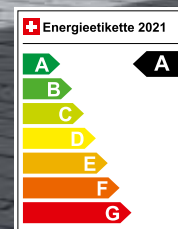
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# TOYOTA RAV4 HYBRID

NEU MIT 10 JAHREN GARANTIE\*



**100 % 4x4. 100 % HYBRID.**

Er kennt keine Hindernisse, weder im harten Gelände noch in Innenstädten mit Emissionsbeschränkungen. Er ist robust, hat bis 222 PS Leistung und fährt bis zu 120 km/h rein elektrisch, ohne dass er je an die Steckdose muss. Bereit für das grosse Abenteuer?

**Jetzt Probe fahren!**

\*Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie oder 160'000 km ab 1. Immatrikulation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf [toyota.ch](http://toyota.ch). RAV4 Hybrid Black Edition 4x4, 2,5 HSD, 163 kW, Ø Verbrauch 5,9 l/100 km, CO<sub>2</sub> 133 g/km, En.-Eff. A. Zielwert Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 118 g/km. Gemäss Prüfzyklus WLTP.